

Handbuch Kanon und Wertung

Theorien, Instanzen, Geschichte

G a b r i e l e R i p p l
S i m o n e W i n k o
(H r s g .)

J.B.METZLER



J.B.METZLER

Handbuch Kanon und Wertung

Theorien, Instanzen,
Geschichte

Herausgegeben von
Gabriele Rippl
und Simone Winko

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02430-5
ISBN 978-3-476-05306-0 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-05306-0

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2013 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2013

www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhalt

1. Einleitung	1	3.2	Deskriptive Kanontheorien	66
(<i>Gabriele Rippl/Simone Winko</i>)		3.2.1	Literatursoziologische, politische und geschichtstheoretische Kanonmodelle (mit Hinweisen zur Terminologie) . .	66
2. Wert- und Wertungstheorien des 20. Jahrhunderts		3.2.2	Theorien des kulturellen Gedächtnisses (<i>Aleida Assmann</i>) . . .	76
2.1 Philosophische Werttheorien	6	4. Vom literarischen Kanon zur Kanonpluralität		
(<i>Sabine Buck</i>)		4.1	Kanon in totalitären Gesellschaften bzw. heteronomen Literatursystemen	85
2.2 (Politisch-)Ökonomische, soziologische und anthropologische Werttheorien (<i>Andreas Langenohl</i>)	12	4.1.1	Das Beispiel Nationalsozialismus . . .	85
2.3 Psychologische Werttheorien	19	4.1.2	Das Beispiel Russland	89
(<i>Nadine van Holt</i>)		4.1.1	(<i>Gerhard Kaiser</i>)	
2.4 Literaturwissenschaftliche Theorien der Wertung und des Werts	25	4.1.2	(<i>Rainer Grübel</i>)	
2.4.1 Formalistische und strukturalistische Theorien literarischen Wertes und die Werttheorie Bachtins	25	4.2	Kanon in kleineren National-literaturen: Das Beispiel Schottland . .	94
(<i>Rainer Grübel</i>)		4.3	Kanondynamik	103
2.4.2 Sozialgeschichtliche und systemtheoretische Wert(ungs)theorien . . .	32	4.4	Zentrum und Peripherie: Kanon und Macht (Gender, Race, Postcolonialism) 110	
(<i>Stefan Neuhaus</i>)			(<i>Gabriele Rippl/Julia Straub</i>)	
2.4.3 Poststrukturalistische und kulturwissenschaftliche Ansätze	41	5. Instanzen der Wertung von Literatur, der Bildung und Pflege von Literaturkanones: Die Rolle des Literaturbetriebs		
(<i>Thomas Wägenbaur</i>)		5.1	Literarischer Markt: Verlagswesen und Buchhandel	120
3. Literaturwissenschaftliche Kanontheorien und Modelle der Kanonbildung		5.1.1	Verlagswesen und Buchhandel im deutschsprachigen Bereich	120
3.1 Normative Kanontheorien	50	5.1.2	Verlagswesen und Buchhandel im englischsprachigen Bereich	128
3.1.1 Textbezogene Modelle: Ästhetische Qualität als Maßstab der Kanonbildung (<i>Matthias Freise</i>)	50		(<i>Claudia Lillge</i>)	
3.1.2 Kontextbezogene Modelle: Bildung, Ökonomie, Nation und Identität als Kanonisierungsfaktoren	58			
(<i>Alexander Starre</i>)				

5.2	Medien	134	5.6.2	Literarische Museen und Gedenkstätten	205
5.2.1	Medien im deutschsprachigen Raum (<i>Elisabeth Kampmann</i>)	134	5.6.2.1	Literarische Museen und Gedenkstätten im deutschsprachigen Bereich	205
5.2.2	Medien im englischsprachigen Bereich (<i>Barbara Straumann</i>)	140	5.6.2.2	Literaturmuseen und Gedenkstätten im englischsprachigen Bereich	209
5.3	Rezensionswesen	146	5.6.3	Literaturhäuser	211
5.3.1	Literaturkritik und Rezensionskultur in Deutschland	146	5.6.4	Literaturpreise und -wettbewerbe im deutsch- und englischsprachigen Raum	215
5.3.2	Englischsprachige Literaturkritik und Rezensionskultur	153	5.6.5	Literarische Gesellschaften	221
5.4	Literaturwissenschaft	159	5.7	Archive und Bibliotheken	225
5.4.1	Literaturgeschichten, Editionen und universitäre Curricula im deutschen Sprachraum	159	5.7.1	Archive und Bibliotheken im deutschsprachigen Raum	226
5.4.1.1	Literaturgeschichten	159	5.7.2	Archive und Bibliotheken. Beispiele aus dem englischsprachigen Raum	232
5.4.1.2	Editionen	167	5.8	Bildungs- und Wissenschaftsförderung	239
5.4.1.3	Universitäre Curricula	169	5.8.1	Bildungs- und Wissenschaftsförderung in Deutschland: Das Beispiel der Stiftungen	239
5.4.2	Literaturgeschichten, Anthologien, Editionen und universitäre Curricula im englischen Sprachraum	172	5.8.2	Wissenschaftsförderung im englischsprachigen Raum	246
5.4.2.1	Literaturgeschichten	172	5.9	Autoren	254
5.4.2.2	Anthologien	179	5.10	Leser, Hörer, Zuschauer	259
5.4.2.3	Editionen	183	6.	Kanongeschichten	
5.4.2.4	Universitäre Curricula	185	6.1	Antike Literaturen	264
5.5	Schule	187	6.2	Deutschsprachige Literaturen	271
5.5.1	Schule im deutschsprachigen Bereich (<i>Elisabeth Stuck</i>)	188	6.2.1	Deutschland	271
5.5.2	Geschichte der Kanones englischsprachiger Literatur an deutschen Schulen	193		(<i>Stefan Neuhaus</i>)	
5.6	Weitere Instanzen des Literaturbetriebs	200			
5.6.1	Theater: Spielpläne und ›Klassiker‹-Inszenierungen	200			

6.2.2	Österreich	281	6.6.4	Kinder- und Jugendliteratur	350
	(<i>Johann Holzner</i>)			(<i>Hans-Heino Ewers</i>)	
6.2.3	Schweiz	285	6.7	Weltliteratur und kosmopolitische	
	(<i>Urs Meyer</i>)			Literatur.	356
6.3	Englischsprachige Literaturen.	289		(<i>Berthold Schoene</i>)	
6.3.1	Großbritannien	289	7.	Praxis und Theorie	
	(<i>Ralf Schneider</i>)			der Kanonisierung	
6.3.2	USA	296		in Nachbardisziplinen	
	(<i>Christina Caupert</i>)		7.1	Kunstwissenschaft	364
6.3.3	Kanada	301		(<i>Hubert Locher</i>)	
	(<i>Katja Sarkowsky</i>)		7.2	Musikwissenschaft	371
6.3.4	Postkoloniale Literaturen	304		(<i>Melanie Wald-Fuhrmann</i>)	
	(<i>Reingard Nethersole</i>)		7.3	Filmwissenschaft.	379
6.4	Romanische Literaturen	309		(<i>Jörn Glasenapp</i>)	
6.4.1	Frankreich	309	7.4	Religionswissenschaft	386
	(<i>Dorothee Röseberg</i>)			(<i>Karénina Kollmar-Paulenz</i>)	
6.4.2	Italien	314	8.	Wertungs- und	
	(<i>Günter Berger</i>)			Analysepraxis	
6.4.3	Spanien und Hispanoamerika	317	8.1	Wie wertet man Literatur?.	393
	(<i>Tobias Brandenberger</i>)			(<i>Oliver Ruf</i>)	
6.4.4	Portugal und Brasilien	320	8.2	Wie analysiert man literarische	
	(<i>Orlando Grossegeisse</i>)			Wertungen?.	397
6.5	Slavische Literaturen.	323		(<i>Friederike Worthmann</i>)	
6.5.1	Russland	324	8.3	Wie rekonstruiert man Wertungen	
	(<i>Susanne Frank</i>)			und Werte in literarischen Texten?	402
6.5.2	Polen	327		(<i>Katharina Prinz/Simone Winko</i>)	
	(<i>Schamma Schahadat</i>)		8.4	Wie lässt sich ein Kanon	
6.5.3	Tschechien	331		rekonstruieren?.	407
	(<i>Tomáš Glanc</i>)			(<i>Elisabeth Kampmann</i>)	
6.6	Genreliteraturen und Kinder-		9.	Anhang	
	und Jugendliteratur	335	9.1	Auswahlbibliographie	413
6.6.1	Das Beispiel Kriminalroman	335		(<i>Nele Hoffmann</i>)	
	(<i>Dieter Petzold</i>)		9.2	Personenregister	416
6.6.2	Das Beispiel Fantasy	340		(<i>Dieter Petzold</i>)	
	(<i>Alexander Starre</i>)		9.3	Sachregister	430
6.6.3	Das Beispiel Comics	345		(<i>Alexander Starre</i>)	
	(<i>Alexander Starre</i>)		9.4	Die Beiträgerinnen und Beiträger	436

1. Einleitung

Brauchen wir einen Kanon literarischer Werke? Fragen wie diese werden immer wieder gestellt und – trotz der massiven und berechtigten Kanonkritik in den 1970er und 1980er Jahren und der neueren, Konzepte der Nationalliteratur problematisierenden Debatten zu einer globalen, kosmopolitischen Weltliteratur – auch immer wieder positiv beantwortet. Selbst dezidierte Skeptiker¹, die im Kanon das Relikt einer vergangenen bürgerlichen Epoche sehen oder ihn für ein Machtinstrument herrschender Gruppen halten, billigen zu, dass ein ›Kanon‹ der wichtigsten literarischen Werke als Orientierungshilfe für Schüler und Studierende in Zeiten des Zentralabiturs und der modularisierten Studiengänge wichtig sei. Auch die literarisch interessierte Öffentlichkeit zeigt sich gegenüber aktuellen Kanonprojekten aufgeschlossen und nimmt ihre Orientierungsangebote an – seien es ›hochliterarische‹ Projekte wie die *ZEIT-Bibliothek der 100 Bücher* (1978–1980) und Marcel Reich-Ranickis Sammlung *Der Kanon* (2001) oder genreliterarische Kanones wie die *SZ-Kriminalbibliothek* (2006), seien es die Initiativen des britischen *Guardian* »The 100 Greatest Novels of All Time: The List« oder der *New York Times* »What Is the Best Work of American Fiction of the Last 25 Years?«. Ähnliches lässt sich sogar für neue, digitale Formen der Kommunikation über Literatur zeigen, wenn etwa im Internet-Portal der *Bibliotheka Phantastika* die Frage nach der Kanonizität und Klassizität bestimmter Fantasy-Texte gestellt wird. Auch in heutigen pluralistischen Gesellschaften und unter den Bedingungen der neuen Medien besteht also offenbar nach wie vor Interesse an als kanonisch ausgewiesener Literatur und zumindest gruppenspezifische Kanones scheinen Konjunktur zu haben – und dies unabhängig davon, ob sie einen nationalliterarischen oder einen kosmopolitischen, weltliterarischen Zuschnitt haben. Dieser Aktualität des Themas ›Kanon‹ entspricht die Tatsache, dass in den letzten Jahrzehnten in den Literaturwissenschaften verstärkt im Themenfeld ›Kanon‹ gearbeitet worden ist.

¹ Aus Gründen der Platzersparnis wird in diesem Handbuch auf eine gendergerechte Schreibweise der Substantive verzichtet; die verwendete Form ist geschlechtsneutral gemeint.

Zur Kanon- und Wertungsforschung

Seit den 1980er Jahren sind die Mechanismen und die Kriterien, nach denen sich in bestimmten historischen und kulturellen Situationen *Literaturkanones* bilden, auf verschiedene Weise beschrieben und zum Teil auch erklärt worden. Als widerlegt gelten ältere Auffassungen, nach denen literarische Texte allein aus Gründen ästhetischer Qualität kanonischen Status erhalten. Gegen sie sprechen zum einen die vielen Beispiele für De- und Rekanonisierung in den verschiedenen Nationalliteraturen (z. B. Böhler 1998), zum anderen Einsichten in die Komplexität von Kanonisierungsprozessen, wie sie etwa Aleida und Jan Assmann (1987), Hans-Jürgen Lüsebrinck und Günter Berger (1987), Barbara Herrnstein Smith (1988), John Guillory (1993), Jan Gorak (2001) und viele andere vermittelt haben. Bereits in den 1970er Jahren hatte die amerikanische feministische Kritik am Kanon der männlichen, weißen Autoren nachdrücklich auf die Abhängigkeit des akademischen literarischen Kanons von gesellschaftlichen Bedingungen, vor allem den Interessen seiner Träger hingewiesen und das Kanonmodell vorbereitet, das bis in die 2000er Jahre dominierte: die Auffassung, dass literarische Texte infolge politischer Machtkonstellationen durchgesetzt werden bzw. – in einer Formulierung, die die Festlegung auf bestimmte Akteure vermeidet – sich selbst durchsetzen. In unterschiedlich komplexen Varianten wird diese Position im Rahmen von Modellen vertreten, die Kanonbildung kontextuell beschreiben, z. B. in gendertheoretisch, diskursanalytisch, postkolonial oder auch literatursoziologisch begründeten Kanonmodellen. Gegen rein kontextualistische Modelle der Kanonbildung wurde eingewendet, dass auch sie zu einseitig seien. Indem sie die literarischen Werke und deren ›Beitrag‹ zur Kanonisierung ausblendeten, bleibe ein wichtiger, spezifischer Faktor des zu modellierenden Prozesses unberücksichtigt (vgl. z. B. Winko 2002, van Peer 2008, Freise 2010). Textuelle und damit auch ästhetische Eigenschaften der Texte sollten genauer beachtet werden, wenn es um die Frage geht, warum ein bestimmtes literarisches Werk kanonischen Status erreicht hat und ein anderes nicht.

Eng mit dem Prozess der Kanonbildung verbunden ist das Phänomen der *Wertung* von Literatur. Als ›Wertung‹ wird meist eine Handlung bezeichnet, mit der ein Akteur einem Gegenstand, einem Sachverhalt oder einer Person mit Bezug auf einen Wertmaßstab und unter bestimmten Zuordnungsvoraussetzungen die Eigenschaft zuschreibt, positiv oder negativ zu sein. ›Literarische Wertungen‹ richten sich nicht allein auf Literatur (Texte, Textpassagen, Gattungen u. a.), sondern z. B. auch auf Gegenstände, Personen und Ereignisse, die zur Literatur, ihrer Produktion, Distribution und Rezeption in einer Beziehung stehen (Autoren, Medien, historische Konstellationen u. a.). Als normative Handlungen von unterschiedlicher Reichweite können Wertungen sprachlich und nicht-sprachlich vollzogen werden (vgl. Worthmann 2004, 73 ff.). Trotz ihres grundlegenden Charakters ist die Wertungsforschung in der Literaturwissenschaft erheblich weniger präsent als die Kanonforschung. Im englischsprachigen Bereich ist die literaturwissenschaftliche Wertungsforschung meist eng mit der Kanonforschung verbunden, wofür die bahnbrechende Studie von Smith (1988) steht; im deutschsprachigen Bereich liegen mehrere Studien zur ›Literarischen Wertung‹ vor, die das Thema auch unabhängig von der Frage der Kanonisierung behandeln (z. B. Heydebrand/Winko 1996; Worthmann 2004).

Betrachtet man die gegenwärtige Kanonforschung, so fällt die *Heterogenität der Ansätze* auf. Zwar werden in den Kanonmodellen meist dieselben Faktoren als zumindest potenziell kanonrelevant angeführt. So scheint es weitgehend konsensuell zu sein, Kanones als die historisch und kulturell variablen Ergebnisse komplexer Selektions- und Deutungsprozesse zu betrachten, an denen unterschiedliche Kanonisierungsinstanzen wie Schulen oder Universitäten beteiligt sind, die von verschiedenen Gruppen getragen werden und in denen innerliterarische Faktoren (z. B. Textmerkmale und literarische Normen) wie auch außerliterarische Faktoren (soziale und kulturelle Bedingungen der Entstehungs- und Rezeptionszeit) zusammenwirken (vgl. z. B. Heydebrand 1998; Herrmann 2007). Damit endet aber schon der Konsens; denn selbst wenn in dem zu erfassenden Wirkungsgefüge dieselben oder doch ähnliche Faktoren identifiziert werden, gibt es doch in mindestens zwei grundlegenden Hinsichten Differenzen zwischen den Modellen.

(1) Zum einen fassen sie recht Unterschiedliches unter ihre zentralen Begriffe, allen voran unter den

Kanonbegriff selbst. Pointiert ausgedrückt hat dies Matthias Beilein in einer Sammelrezension zu neueren Bänden, die das Stichwort ›Kanon‹ im Titel führen: »nicht alles, was Kanon genannt wird, verdient auch diese Bezeichnung« (Beilein 2010). Die einleitend angeführten Beispiele haben dies schon gezeigt: ›Kanon‹ wird verwendet, um den Bestand einer zeitlos wertvollen Literatur, um Bestenlisten verschiedener Reichweiten, Curricula und das Korpus der Texte zu bezeichnen, das einzelne Experten für gut und lesenswert halten, und anderes mehr. Ein solches alltagssprachliches, tentatives Verständnis von ›Kanon‹ und eine entsprechende terminologische ›Vielfalt‹ sind in der öffentlichen Debatte unproblematisch, in der Forschungsliteratur jedoch produzieren sie Missverständnisse. Ein aktuelles Beispiel dafür ist der Dissens zwischen kanonskeptischen Positionen, die (in einer Variante) bestreiten, dass es Kanones heute noch gibt, und der These, Kanonisierung sei unvermeidbar. Die Kanonskeptiker setzen einen engen, normativ ›aufgeladenen‹ Kanonbegriff voraus. Ein Literaturkanon in diesem Sinne kodiert prägnante Formen von Wissen, ästhetische und ethische Normen und Wertmaßstäbe für eine Gesellschaft und übernimmt wichtige Funktionen für sie: Er stiftet und stabilisiert Identität, legitimiert die Trägergruppe und bietet Handlungsorientierung, indem er die Texte auszeichnet, die die ästhetischen und moralischen Wertmaßstäbe der Gesellschaft stützen. Für die heutige pluralistische Gesellschaft, in der Literatur sich die Interessens- und Zeitsourcen mit verschiedenen visuellen Medien teilen muss und an Bedeutung verloren hat, bezweifeln Skeptiker mit guten Gründen, dass Kanones in diesem Sinne relevante Phänomene in modernen westlichen Kulturen seien, und weisen das Konzept als nicht mehr zeitgemäß zurück. Allerdings arbeitet die Gegenposition mit einem anderen, einem weiten und inhaltlich nicht festgelegten Kanonbegriff, für den die relationale Komponente (der Bezug auf erst einmal unbestimmte Wertmaßstäbe von unterschiedlicher Geltung und Reichweite) und die Funktionen der Auswahl und Vorbildlichkeit in einem formalen Sinne im Vordergrund stehen. So verstandene Kanones bündeln die literarischen Texte, die einem vorausgesetzten gruppenspezifischen Wertmaßstab am besten entsprechen. In diesem allgemeineren Sinne sind Kanones strukturell unvermeidlich, da die Notwendigkeit, aus der großen Menge der Literatur nicht-zufällig auszuwählen, immer besteht. Es liegt also weniger ein sachlicher Dis-

sens zwischen den beiden Positionen vor als vielmehr ein begrifflich bedingtes Missverständnis.

(2) Zum anderen differieren die vorliegenden Kanonmodelle in den Auffassungen, wie das *Zusammenwirken der potenziell kanonrelevanten Faktoren* auf eine angemessene Weise beschrieben, gewichtet und erklärt werden sollte. So gibt es nach wie vor keinen Konsens in der Frage, ob bzw. in welchem Maße die kanonrelevanten Selektionsprozesse als intentional aufzufassen sind oder ob es sich beim Kanon letztlich um ein nicht-intentionales Phänomen handelt. Auch ist umstritten, ob es angesichts der Komplexität von Kanonisierungsprozessen überhaupt erfolgversprechend ist, nach einem einzigen Modell zu suchen oder nicht vielmehr nach verschiedenen Modellen, die den zum Teil sehr unterschiedlichen kulturellen bzw. gesellschaftlichen und historischen Bedingungen der Literaturen besser Rechnung tragen können. Differenzen wie diese hängen auch mit den *Bezugstheorien* zusammen, auf die sich die Kanonforscher stützen. Ihr Spektrum ist breit und reicht von verschiedenen Ästhetikkonzeptionen und philosophischen Ansätzen über Diskurs- und kulturwissenschaftliche Theorien bis hin zu soziologischen und psychologischen Theorien. Mit diesen Theorien variieren die Begrifflichkeit und die Modellierung des Kanonisierungsprozesses, auch in Bezug auf den Grad ihrer Elaboriertheit.

Ziele des Handbuchs

Die Vielfalt aktueller Positionen sowie die begrifflichen, theoretisch begründeten und sachlichen Differenzen in der Kanonforschung bilden ebenso wie der weniger profilierte Status der Wertungsforschung eine Motivation für unser Handbuch und prägen seine Ziele: Es fehlt bislang ein Referenzwerk, das die Erträge der zahlreichen vorliegenden Arbeiten sichtet und auswertet. Das *Handbuch Kanon und Wertung* soll daher (1) eine Übersicht über die vielfältigen und heterogenen Positionen geben und den derzeitigen Forschungsstand in beiden Feldern dokumentieren, indem es die verschiedenen Ansätze der Wertungs- und Kanonforschung bündelt und zueinander in Beziehung setzt, Grundbegriffe klärt sowie Probleme und offene Fragen benennt. Zugleich soll es (2) das ganze Spektrum der literarischen Institutionen auffächern, in denen Kanonbildung und Wertungsprozesse eine Rolle spielen, und zeigen, dass es erheblich breiter ist, als es in der Kanonforschung bislang behandelt wurde. Dabei wird

der Rolle der neuen Medien besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Schließlich (3) soll das Handbuch Forschungsdefizite benennen und den Bedarf für weiterführende Studien aufzeigen: Öfter, als dies für die kodifizierende Textsorte ›Handbuch‹ üblich ist, muss in den Artikeln des vorliegenden Handbuchs darauf verwiesen werden, dass noch kein fundiertes Wissen vorliegt, dass also noch Forschungsbedarf besteht. Die Kanonforschung hat in systematischer, vor allem aber in historisch-rekonstruktiver Hinsicht noch viel zu tun. Es fehlen historische Analysen der Bedingungen und Mechanismen, nach denen Kanonisierungsprozesse tatsächlich verlaufen sind, und es fehlen zum Teil auch noch die Nachweise von Zusammenhängen, deren Bestehen bereits behauptet wird. Um nur ein Beispiel zu nennen: Zwar liegt die oft zu lesende Annahme, dass wissenschaftliche Editionen für die Kanonisierung eines Autors relevant sind, nahe; der Nachweis, auf welche Weise Editionen im Einzelfall kanonisierend gewirkt haben, steht allerdings noch aus (s. Kap. 5.4.1.2 und 5.4.2.3). Das *Handbuch Kanon und Wertung* soll also zugleich Vorgaben und Anstöße für künftige Forschungen liefern.

Anlage und Aufbau des Handbuchs

Es liegt auf der Hand, dass dieses Unternehmen auf recht unterschiedlichen Wegen angegangen werden kann. Die Herausgeberinnen haben sich gemeinsam mit dem Metzler-Verlag dafür entschieden, ein Handbuch für das 21. Jh. zu erstellen. Es ist nicht in erster Linie historisch, sondern vor allem *theoretisch-systematisch und praxisbezogen* angelegt. Da auch bei dieser Ausrichtung nicht alle Bereiche gleichermaßen abgedeckt werden können, müssen Lücken bleiben, die durch die besondere Kapitelstruktur des Bandes minimiert werden sollen. Die Kapitel ergänzen einander zum Teil, indem z. B. Phänomene wie die Kanondynamik zuerst theoriegeschichtlich, in späteren Kapiteln dann historisch und für verschiedene Literaturen in den Blick genommen werden. Ein Sachregister erleichtert das Finden der zusammengehörenden Passagen. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt auf den Disziplinen, in denen sich die Kanonforschung in den letzten Jahrzehnten besonders lebhaft entwickelt hat, der *Anglistik/Amerikanistik*, der *Germanistik* und der *Allgemeinen Literaturwissenschaft*. Jedoch kommen auch weitere Literaturwissenschaften und andere Disziplinen zur Sprache, so dass das Handbuch zugleich *interdisziplinär* angelegt ist.

Diese Grundentscheidungen und die oben erläuterten Ziele prägen den Aufbau des Handbuchs. Es bietet zunächst einen Einblick in verschiedene *Wertungstheorien*, die seit dem 20. Jh. vertreten worden sind und vertreten werden (Kapitel 2). Dabei kommen auch die für die literaturwissenschaftliche Theoriebildung besonders wichtigen Nachbardisziplinen zur Sprache: Philosophie, Soziologie und Anthropologie sowie Psychologie. Auf den Wertungstheorien bauen mehrere der literaturwissenschaftlichen *Kanontheorien* auf; über sie wird im Kapitel 3 ein Überblick gegeben, der die verschiedenen Ansätze nach ihren normativen und deskriptiven Anliegen gruppiert. Nehmen diese beiden Kapitel eine theoriegeschichtliche Perspektive ein, so fragt Kapitel 4 nach einzelnen *systematischen Aspekten der Kanonbildung* und ihrer Modellierung. Untersucht wird der Einfluss, den zum einen totalitäre Gesellschaften, zum anderen die Bedingungen ›kleiner Nationen auf die Kanonisierung von Literatur haben. Zudem werden Beschreibungs- und Erklärungsansätze für Kanondynamik gesichtet, und es wird nach dem Verhältnis von Kanon und Macht in den umstrittenen Kategorien von ›Zentrum‹ und ›Peripherie‹ und seinen Konzeptualisierungen gefragt.

Kapitel 5 bietet insofern ein Novum, als es zum ersten Mal ein breites Spektrum der *Instanzen des Literaturbetriebs* unter der Perspektive untersucht, in welcher Weise in ihnen Literatur gewertet wird und welchen Beitrag sie – tatsächlich oder potenziell – zur Bildung und Pflege von Literaturkanones leisten. Das Spektrum ist breit und reicht vom Verlagswesen, Buchhandel und zeitgenössischen Medien über das Rezensionswesen, die Literaturwissenschaft und Schulen bis hin zu literaturvermittelnden Einrichtungen wie Theatern, Literaturmuseen und -häusern, Bibliotheken, literarischen Archiven, Gesellschaften und Preisen sowie bildungs- und wissenschaftsfördernden Einrichtungen. Der Anlage des Bandes entsprechend werden die Institutionen jeweils im deutsch- und im englischsprachigen Bereich dargestellt.

Eine *historische Sicht auf die Kanonbildung* wird in Kapitel 6 eingenommen, das die ›Kanongeschichten‹ nicht allein der deutsch- und englischsprachigen, sondern auch der antiken, romanischen und slavischen Literaturen versammelt. Einbezogen werden zudem populäre Genres (Kriminalliteratur, Fantasy und Comics) sowie die Kinder- und Jugendliteratur und schließlich der globale, kosmopolitische

Kanon der ›Weltliteratur‹. Instruktiv für die Literaturwissenschaft ist stets der Vergleich mit der Behandlung ähnlicher Gegenstände in *Nachbardisziplinen*. In Kapitel 7 stellen die Kunst-, Musik-, Film- und Religionswissenschaft ihre Kanongeschichten und rezenten Kanontheorien vor. Das Handbuch schließt mit einem *Praxiskapitel*. Es zielt auf die praktische Arbeit des Wertens von Literatur sowie des Rekonstruierens von Wertungen und Kanones und enthält konkrete Anregungen für die Analyse.

Als Beiträger für das Praxiskapitel vorgesehen war Heinz Ludwig Arnold, der leider viel zu früh verstorben ist. Er hat uns Herausgeberinnen in vielfältiger Weise angeregt und unterstützt, wofür wir ihm sehr dankbar sind. Für die kooperative und kollegiale Zusammenarbeit bedanken wir uns herzlich bei den Beiträgerinnen und Beiträgern dieses Bandes und bei dem Lektor des Metzler-Verlags, Dr. Oliver Schütze. Großer Dank für die Hilfe bei der Herstellung des Handbuchs, fürs Korrekturlesen und die Registererstellung gebührt auch Armin Schneider, Michèle Siegrist und Sarah Stellhorn.

Wir widmen dieses Handbuch dem Andenken der Literaturwissenschaftlerin, die mit ihren grundlegenden und wegweisenden Arbeiten die Wertungs- und Kanonforschung im deutschen Sprachraum maßgeblich geprägt hat: Renate von Heydebrand.

Literatur

- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (Hg.): *Kanon und Zensur. Archäologie der literarischen Kommunikation II*. München 1987.
- Beilein, Matthias: »Der Kanon ist immer und überall«. In: *JLTonline* 2010. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0222-001091>.
- Beilein, Matthias/Stockinger, Claudia/Winko, Simone (Hg.): *Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft*. Berlin/Boston 2012.
- Böhler, Michael: »Cross the Border – Close the Gap!‹ Die Dekanonisierung der Elitkultur in der Postmoderne und die Rekanonisierung des Amerika-Mythos. Zur Kanondiskussion in den USA«. In: Heydebrand, Renate von (Hg.): *Kanon Macht Kultur*. Stuttgart/Weimar 1998, 483–503.
- Freise, Matthias: »Die inneren Werte der Literatur und der ›große Unterschied‹«. In: Ders./Stockinger, Claudia (Hg.): *Wertung und Kanon*. Heidelberg 2010, 13–27.
- Gorak, Jan (Hg.): *Canon vs. Culture. Reflections on the Current Debate*. New York 2001.
- Guillory, John: *Cultural Capital. The Problem of Literary Canon Formation*. Chicago/London 1993.

- Herrmann, Leonhard: »Kanon als System. Kanondebatte und Kanonmodelle in der Literaturwissenschaft«. In: Ehrlich, Lothar/Schildt, Judith/Specht, Benjamin (Hg.): *Die Bildung des Kanons. Textuelle Faktoren, kulturelle Funktionen, ethische Praxis*. Köln/Weimar/Wien 2007, 21–41.
- Herrmann, Leonhard: *Klassiker jenseits der Klassik. Wilhelm Heines »Ardinghello« – Individualitätskonzeption und Rezeptionsgeschichte*. Berlin/New York 2010.
- Heydebrand, Renate von: »Kanon Macht Kultur. Versuch einer Zusammenfassung«. In: Dies. (Hg.): *Kanon Macht Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Stuttgart/Weimar 1998, 612–625.
- Heydebrand, Renate von/Simone Winko: *Einführung in die Wertung von Literatur. Systematik, Geschichte, Legitimation*. Paderborn 1996.
- Korte, Hermann/Zimmer, Ilonka/Jakob, Hans-Joachim (Hg.): »Die Wahl der Schriftsteller ist richtig zu leiten«. *Kanoninstanz Schule. Eine Quellenauswahl zum deutschen Lektürekanon in Schulprogrammen des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. 2005.
- Lüsebrinck, Hans-Jürgen/Berger, Günter: »Kanonbildung in systematischer Sicht«. In: Berger, Günter (Hg.): *Literarische Kanonbildung in der Romania*. Rheinfelden 1987, 3–32.
- Peer, Willie van: »Canon formation. Ideology or aesthetic quality?«. In: Ders. (Hg.): *The Quality of Literature. Studies in Literary Evaluation*. Amsterdam 2008, 17–29.
- Smith, Barbara Herrnstein: *Contingencies of Value. Alternative Perspectives for Critical Theory*. Cambridge/London 1988.
- The Guardian*: »The 100 Greatest Novels of All Time: The List«. <http://www.guardian.co.uk/book/2003/oct/12/features.fiction> (29.07.2013).
- The New York Times*: »What is the Best Work of American Fiction of the Last 25 Years?«. <http://www.nytimes.com/ref/books/fiction-25-years.html> (29.07.2013).
- Winko, Simone: »Literatur-Kanon als »invisible hand«-Phänomen«. In: Arnold, Heinz Ludwig/Korte, Hermann (Hg.): *Literarische Kanonbildung*. München 2002, 9–24.
- Worthmann, Friederike: *Literarische Wertungen. Vorschläge für ein deskriptives Modell*. Wiesbaden 2004.

Gabriele Rippl/Simone Winko

2. Wert- und Wertungstheorien des 20. Jahrhunderts

2.1 Philosophische Werttheorien

Abgesehen von neukantianischen und neuplatonischen Ansätzen wurden Fragen der Wertung und des Status von Werten in der philosophischen Diskussion vorrangig im Rahmen ökonomischer Theorien (s. Kap. 2.2) behandelt. Neukantianische Ansätze (wie z. B. Hermann Cohen, Heinrich Rickert) ebenso wie neuplatonische Theorien (vgl. z. B. den Utilitarismus in der Tradition Jeremy Benthams) betrachten Werte objektivistisch als ideale beziehungsweise transzendente Güter, deren Gültigkeit unhinterfragbar als absolut einzuschätzen sei. Angestoßen durch marxistische Theorien rückte im Rahmen des sogenannten Positivismusstreits – einer in den 1960er Jahren geführten Kontroverse zwischen dem Kritischen Rationalismus und der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule (vgl. Dahms 1994) – die Wertfreiheit als Herausforderung der Wissenschaft in den Mittelpunkt der Diskussion. Aber erst die analytische Sprachphilosophie regte erneut eine systematische Auseinandersetzung mit den Fragen ›Was ist ein Wert?‹ und ›Welchen Charakter muss man Werturteilen zuschreiben?‹ an. So entstand eine Grundlagendebatte, in deren Fokus neben der sprachlichen Analyse von Werturteilen vor allem der ontologische Status und der epistemologische, also erkenntnistheoretische, Zugang zu Werten steht.

Die literaturwissenschaftliche Wertedebatte knüpfte jedoch nicht erst an diese neuere analytische und vorwiegend angloamerikanische Wertediskussion an: Im Rahmen der literaturwissenschaftlichen bzw. allgemeinen kunstästhetischen Überlegungen zum Status von Werten und Werturteilen ist bis heute Immanuel Kants Auffassung des ästhetischen Werts ein wesentlicher Bezugspunkt. Im ersten Teil seiner *Kritik der Urteilskraft* (1790) etabliert Kant ästhetische Urteile einerseits als subjektive Urteile, die Aufschluss darüber geben, wie ein Subjekt ein Kunstwerk einschätzt; andererseits schreibt er ihnen aber zugleich die Qualität der Allgemeinheit zu, d. h. ästhetische Urteile werden trotz ihrer Subjektivität mit dem Anspruch auf allgemeine Zustimmung und

damit auf Gültigkeit für alle gefällt. Ein Urteil über die Schönheit eines Objekts, nach Kant ein »Geschmacksurteil« (Kant 1992, 115), beruht auf dem Gefühl des »Wohlgefallens« »ohne alles Interesse« (ebd., 116) an diesem Objekt, zugleich bezieht es sich auf die »Zweckmäßigkeit« des Objekts »ohne Vorstellung eines Zwecks« (ebd., 155): Ästhetisch geurteilt wird nicht über seine Nützlichkeit oder moralische Qualität, sondern über seine wahrnehmbaren formalen oder relationalen Eigenschaften. Das Wohlgefallen entsteht »ohne Begriff« (ebd., 134), d. h. die etwa für wissenschaftliche Erkenntnis notwendige begriffliche Kategorisierung spielt für die Erkenntnis der Schönheit eines Objekts im ästhetischen Urteil keine Rolle. Allerdings ist das menschliche Vermögen, Dinge begrifflich zu bestimmen, der Verstand, auch im ästhetischen Urteil beteiligt: Nach Kant befinden sich Verstand und Einbildungskraft beim Betrachten z. B. eines schönen Kunstwerks in einem permanenten ›freien‹ Zusammenspiel (ebd., 132). Aus den Annahmen, dass diese Vermögen allgemein menschlicher Natur sind und dass sie im ästhetischen Urteil über subjektive Interessen des Betrachters hinausgehend eingesetzt werden, ergibt sich die Allgemeinheit des ästhetischen Urteils.

Eine besondere Bedeutung kommt innerhalb der literaturwissenschaftlichen Werttheorie auch der phänomenologischen Werttheorie des 20. Jh.s zu, deren Grundstein Franz Brentano legte. Brentano führte, in Abkehr von Absolutismus und Objektivismus, ein Verständnis von Werten als psychische Phänomene und damit die Intentionalität als zentrale Kategorie in die Werttheorie ein, die in der Phänomenologie Edmund Husserls weiter expliziert wurde. Laut Husserl bildet die Intentionalität in der Auseinandersetzung mit Werten die Grundlage einer besonderen Art der Evidenz der sinnlichen Anschauung. Ausdifferenziert wurde die Phänomenologie Husserls unter anderem von Max Scheler und Nicolai Hartmann. Auch für Scheler ist es eine besondere Form der Evidenzerfahrung, die ein Erfassen ästhetischer Werte ermöglicht; Subjekte können diese Werte – verstanden als ideale Objekte – ›erfühlen‹, z. B. im direkten Zugang zu ästhetisch wahrnehmbaren Gegenständen. Das Besondere an Sche-

lers Weiterentwicklung des phänomenologischen Wertverständnisses ist dabei, dass er in Anlehnung an logische Prinzipien eine Systematik und Hierarchie der Werte herausarbeitet. Ähnlich wie bei logischen Eigenschaften handele es sich bei Werten um objektive Qualitäten einer höheren Ordnung, deren Verhältnis zueinander wie logische Beziehungen mit axiologischen Prinzipien erfasst werden kann.

Normative und metaethische Positionen

Neben der ästhetischen Theorie widmet sich dabei schwerpunktmäßig die Moralphilosophie diesen linguistischen, ontologischen und epistemologischen Grundsatzfragen. Innerhalb dieser Debatte kann grundsätzlich unterschieden werden zwischen ethischen beziehungsweise normativen Theorien, die versuchen, Werte zu begründen und zu bestimmen, was als moralisch gutes Handeln zu verstehen ist, und metaethischen Ansätzen, die sich vorrangig auf einer höheren Reflexionsebene mit Fragen des ontologischen und epistemischen Status von Werten auseinandersetzen.

Die normative Diskussion wird dabei erstens von sogenannten konsequentialistischen Ansätzen bestimmt, also Theorien, die den moralischen Wert einer Handlung über ihren Nutzen analysieren und sich bei moralischen Entscheidungen an den Folgen einer Handlung orientieren. Die bekannteste konsequentialistische Position ist hierbei ein Utilitarismus in der Tradition von Jeremy Bentham oder später John Stuart Mill, die zur Bewertung einer Handlung den hedonistischen Nutzen aller betroffenen Personen einberechnen. Dem gegenüber steht zweitens ein ebenso breites Spektrum deontologischer Theorien, deren Vertreter zwar zum Teil ebenso die Folgen einer Handlung in deren Bewertung einbeziehen, davon unabhängig aber auch Handlungen an sich einen moralischen Wert zuschreiben. Neben Ansätzen in der aristotelischen Tradition wurden hier insbesondere die Modelle von George Edward Moore oder, in der Diskussion der Gegenwart, William David Ross wirkmächtig.

In der philosophischen Diskussion wird zwar grundsätzlich infrage gestellt, dass sich die eben skizzierten moralphilosophischen Ansätze klar von der metaethischen Debatte abgrenzen lassen. In praktischer Hinsicht ist eine solche Unterscheidung jedoch meist möglich und sinnvoll, da Fragen nach dem Grund, dem Sinn und der Berechtigung der Verbindlichkeit von Werten vorrangig in als meta-

ethisch bezeichneten Ansätzen diskutiert werden. Diese metaethische Diskussion wurde wiederum in der sprach- und literaturwissenschaftlichen Wertungstheorie breit rezipiert und bietet die Grundlage einer großen Bandbreite von Interpretationsmodellen oder Wertungsanalysen. Von strukturalistischen Theorien bis hin zu konstruktivistisch ausgerichteten Modellen der Literaturbetriebsforschung begründen Ansätze der Sprach- und Literaturwissenschaft ihre Modelle auf Positionen der metaethischen Wertungsdiskussion, weshalb diese im Folgenden im Fokus dieses Artikels stehen sollen. Im letzten Teil dieses Artikels wird dann im Rahmen eines Ausblicks die konkrete Relevanz der skizzierten wertphilosophischen Positionen für die literaturwissenschaftliche Wertungsforschung aufgezeigt.

Objektivistische und kognitivistische Positionen

Grundsätzlich kann in der Debatte zwischen Positionen unterschieden werden, die Werten einen objektiven Charakter beziehungsweise eine absolute Geltung zuschreiben und solchen die umgekehrt gerade die Subjektivität und Relativität von Werten vertreten. Ersteres wird dabei oftmals als Objektivismus, Realismus oder Absolutismus bezeichnet, Letzteres als Subjektivismus, Konstruktivismus oder Relativismus. Die äußert heterogenen Positionen, die unter einen Objektivismus, Realismus oder Absolutismus fallen, kann man im weitesten Sinne unter die These zusammenfassen, dass feststehende literarische Werte existieren und diese in irgendeiner Form in Gegenständen enthalten sind. Wie Franz von Kutschera es für den Bereich der ästhetischen Werte formuliert, vertreten Essentialisten, Absolutisten und Realisten die Position: »Qualitäten kommen den Dingen selbst zu, unabhängig davon, wie sie von jemandem erlebt und bewertet werden« (Kutschera 1989, 141).

Voraussetzung essentialistischer Positionen ist also die These, dass Werte erstens von der Wahrnehmung von Subjekten unabhängig sind und zweitens in irgendeiner Form den Dingen selbst zugeschrieben werden können. Um diese Position kohärent zu vertreten, muss gleichzeitig erklärt werden, was es bedeutet, dass Werte existieren, und wie ein erkenntnistheoretischer Zugang zu diesen Werten möglich ist. Aus der Debatte über diese ontologischen und epistemologischen Grundfragen entwickelte sich daher ein breites Spektrum essentialistischer sowie re-

lativistischer Positionen, die eine unabhängige Existenz von Werten und einen direkten Zugang zu ihnen infrage stellen. (Wie im Folgenden aufgezeigt werden soll, wurde diese Kritik in der philosophischen Tradition jedoch sehr unterschiedlich begründet, vgl. hierzu die Positionen von Alfred Jules Ayer, George Edward Moore oder Hilary Putnam.) In der analytischen Tradition verschob sich der Fokus immer weiter von der Frage nach dem Wesen von Werten zur Diskussion darüber, wie man wertende Aussagen ontologisch, epistemologisch und linguistisch analysieren kann. Im Folgenden soll eine Auswahl dieser essentialistischen oder relativistischen Antworten auf den epistemologischen oder ontologischen Status von Werturteilen dargestellt werden.

Ursprünglich wurden in der philosophischen Werttheorie unter anderem auch verstärkt naturalistische oder objektivistische Positionen vertreten, die versuchten, Werturteile durch deskriptive Aussagen zu erklären, und die den Wert eines Gegenstands als natürliche Eigenschaft betrachteten. So fanden sich auch funktionalistische Ansätze, die anregten, moralische oder ästhetische Werte in natürlich und deskriptiv erfassbare Eigenschaften zu übersetzen, ebenso wie sich die Güte oder der Wert einer Säge durch natürliche Eigenschaften wie Schärfe, Gewicht oder Länge und deren Ausprägung im Hinblick auf die Funktion des Gegenstands erklären lässt. Während sich aber der Wert von Gebrauchsgegenständen in der Regel klar im Hinblick auf deren Funktion bestimmen lässt, zeigte George Edward Moore, dass eine solche Definition durch natürliche Eigenschaften bei ästhetischen und ethischen Werten nicht möglich ist (vgl. Lyas 1992). In seiner Kritik an naturalistischen Ansätzen (vgl. Moore 1903) schloss Moore an David Hume an (vgl. Hume 1739–1740). Er formulierte seine Kritik mit verschiedenen Argumenten; am einflussreichsten wurde seine Diagnose eines naturalistischen Fehlschlusses: Moore stellte hierbei deutlich heraus, dass sich von Werturteilen nicht auf deskriptive Aussagen schließen lässt und folglich Wertungen nicht in deskriptive Aussagen übersetzbar sein können. Populär wurde in diesem Zusammenhang auch sein Argument der offenen Frage, das herausstellt, dass nach allen Versuchen, das Prädikat ›gut‹ durch natürliche Eigenschaften zu übersetzen, die Frage, was gut ist, noch nicht beantwortet sei. Im Gegenteil: Wie auch immer man ›gut‹, verstanden als moralisch aufwertendes Prädikat, ausbuchstabiert, behält die Frage ›Was ist gut?‹ weiterhin ihre Berechtigung.

Infolge dieser einflussreichen Kritik an naturalistischen Positionen wurden diejenigen Ansätze, die Werte kognitivistisch als rational begründbar sowie als empirische und natürliche Qualitäten auffassen, in der Regel erkenntnistheoretisch relativiert. Solche kognitivistischen Positionen konzeptualisieren Wertung in Reaktion auf Moore als eine spezifische Form der Erkenntnis und betrachten Werturteile als Aussagen, die einen anderen metaphysischen Status haben und nicht auf der Grundlage von Beobachtung verifiziert oder falsifiziert werden können. Eine der bis heute wirkmächtigsten dieser relativierenden kognitivistischen Positionen ist der Intuitionismus: Vertreter dieser Theorie wie z.B. George Edward Moore oder William David Ross verweisen darauf, dass sich Werturteile aufgrund ihres besonderen metaphysischen Status nicht anders rechtfertigen lassen als über den Verweis auf Intuitionen. Dies bedeutet jedoch aus Sicht der Intuitionisten nicht, dass Werturteile willkürlich oder subjektiv sind. Im Gegensatz dazu werden sie als selbstevident betrachtet, die Begründung durch den Verweis auf Intuitionen sei nicht hinterfragbar. In diesem Zusammenhang plausibilisieren Intuitionisten ihre jeweiligen moraltheoretischen Ansichten durch den Verweis auf Beispiele oder Gedankenexperimente: So würden wir weitestgehend darin übereinstimmen, dass es moralisch falsch ist, einen Unschuldigen gegen seinen Willen zu opfern, um eine große Bedrohung für die gesamte Menschheit abzuwenden, ohne dass wir dies weiter begründen können.

Subjektivistische und nonkognitivistische Positionen

Neben diesen kognitivistischen Theorien, die Werturteilen weiterhin einen Wahrheitswert zuschreiben und Wertungen für rational begründbar halten, haben sich als Reaktion auf Moores einflussreiche Kritik eine Reihe sogenannter nonkognitivistischer Positionen ausgebildet, die bis heute in der Diskussion eine prominente Stellung einnehmen. Nonkognitivisten verorten Werte (und damit auch Werturteile) ontologisch, modallogisch und erkenntnistheoretisch anders als Kognitivisten, indem sie von der basalen Annahme ausgehen, dass Werte davon abhängen, dass »es Wesen gibt, denen etwas im weitesten Sinn des Wortes etwas *bedeuten* kann« (Halbig 2004, 45). Werte werden von ihnen weder als natürliche noch als metaphysische Eigenschaften aufgefasst. Nonkognitivisten würden hier überhaupt nicht von

einer Eigenschaft sprechen. Stattdessen analysieren sie Werte im Hinblick auf ihre kommunikative und soziale Funktion sowie Bedeutung. Entsprechend werden Werturteile von Nonkognitivisten in der Regel als Ausdruck von Einstellungen oder Emotionen des Wertenden aufgefasst. Dabei folgen nonkognitivistische Ansätze oftmals einer sprachphilosophischen oder linguistischen Tradition und charakterisieren Werturteile über ihre Form.

Ein wirkmächtiges Beispiel hierfür ist neben klassischen Ansätzen, wie denen von Bertrand Russell, unter anderem Alfred Jules Ayer, der Werturteile nicht als Aussagen über natürliche Eigenschaften sondern als Pseudokonzepte begreift. Ayer vertritt ausgehend von seiner linguistischen Analyse einer emotivistischen Position, eine der häufigsten Sonderformen des Nonkognitivismus. Laut Ayer basieren Werturteile nicht auf Propositionen, sondern bestehen linguistisch betrachtet aus zwei Teilen: Sie drücken gleichzeitig Emotionen aus und sollen diese hervorrufen. Aus diesem Grund seien Werturteile nicht als propositionale Aussagen über Werte in Form von Eigenschaften, sondern als Behauptungen über mentale Einstellungen zu begreifen (vgl. Ayer 1936).

Eine weitere Sonderform des Nonkognitivismus, die im 20. Jh. breit rezipiert wurde, ist der Präskriptivismus, dessen wichtigster Vertreter Richard M. Hare ist. Hare geht dabei ebenfalls davon aus, dass Werturteile nicht rational begründbar sind, da sie nicht auf Fakten beruhen. Äußert man einen Satz wie ›Andere Personen absichtlich und grundlos zu verletzen, ist moralisch falsch‹, wird man den Satz nicht anhand seiner Beobachtung der Welt verifizieren oder falsifizieren können. Geprüft werden kann lediglich, ob der Satz im sozialen Leben umgesetzt wird. Falls das geäußerte moralische Urteil also nicht mit der aktuellen Situation übereinstimmt, würde man nicht sein Urteil verwerfen, sondern sich wünschen, dies wäre so. Aus dem Verhältnis von sprachlicher Form und der Welt folgert Hare deshalb, dass Werturteile basal als Empfehlungen begriffen werden können (vgl. Hare 1952). Laut Hare sind moralische Werturteile linguistisch und praktisch gesehen folglich als Imperative umformulierbar.

Pragmatismus

Neben der polaren Diskussion über eine Objektivität oder Subjektivität von Werten im Rahmen von Nonkognitivismus und Kognitivismus hat sich in der

analytischen Sprachphilosophie eine weitere Position herausgebildet, die man als wertphilosophischen Pragmatismus bezeichnen könnte. Dem entsprechend seien Wertungen weder als subjektiv noch als objektiv einzustufen. Der Status von Werten und Werturteilen sei stattdessen am deutlichsten über die Bedeutung dieser Urteile im sozialen Austausch einer Gemeinschaft zu fassen. Werte und sich auf Werte beziehende Urteile seien zwar nicht sinnvoll als objektiv zu bezeichnen, aufgrund ihrer grundlegenden Bedeutung für die Sprachverständigung und die soziale Interaktion sei es jedoch ebenso bedeutungslos, von einer Subjektivität von Werten zu sprechen. Der Konsens einer sozialen Gemeinschaft über bestimmte Werteinstellungen bilde eine wesentliche Grundlage menschlichen Handelns. Laut Richard Rorty und Hilary Putnam, denen ein solcher wertphilosophischer Pragmatismus im weitesten Sinne zugeschrieben werden kann, zeigt sich dies bereits am normalen Gebrauch von Werturteilen wie ›Eine Person handelt egozentrisch‹. Ein solches Urteil sei schon allein deshalb weder subjektiv noch objektiv, weil das Urteil sowohl beschreibende als auch wertende Bestandteile enthält. Ausgehend von diesen Überlegungen begann Hilary Putnam, die Kategorien ›fact‹ und ›value‹, und damit die klare erkenntnistheoretische und ontologische Abgrenzbarkeit normativer und deskriptiver Aussagen, insgesamt infrage zu stellen (vgl. Putnam 2004).

Pragmatische wertphilosophische Positionen versuchen, den alltäglichen phänomenologischen Beobachtungen unserer Wertungshandlungen sowie dem Verständnis von Werten, das sich in unserem Sprechen über Werte und in unserer Wertungspraxis ausdrückt, gerecht zu werden: In der Terminologie Ludwig Wittgensteins macht es erstens keinen Sinn, in Bezug auf Wertungen von ›wahr‹ oder ›falsch‹ bzw. ›subjektiv‹ oder ›objektiv‹ zu sprechen, da dies nicht unserem ›Sprachspiel‹ (Wittgenstein 1984, §§ 65–71) der Wertung, also unserem täglichen Umgang mit wertenden Ausdrücken entspricht. Weiterhin ist für unsere alltäglichen Wertungsdiskussionen zweitens kennzeichnend, dass wir nicht nur deskriptiv, also darüber, ob einem Objekt aufgrund bestimmter beschreibbarer Eigenschaften ein bestimmter Wert zugeschrieben werden kann, sondern auch normativ darüber streiten, was wertvolle Eigenschaften im Einzelnen ausmacht. Drittens ist zu beobachten, dass Einstellungen über Werte sich zwar bis zu einem gewissen Grad wandeln können, gleichzeitig jedoch zum Teil sogar für längere Zeit-

räume relativ stabil bleiben. Laut Barbara Herrnstein Smith muss eine wertphilosophische, in diesem Fall ästhetische Position daher diesem Gegenüber von relativer Stabilität und Wandelbarkeit von Wertesystemen gerecht werden: »Certainly any theory of aesthetic value must be able to account for continuity, stability, and apparent consensus as well as drift, shift, and diversity in matters of taste« (Herrnstein Smith 2001, 1918).

Holmer Steinfath spricht in seiner Analyse der Verwendung von wertenden Attributen und der Diskussion über Werturteile davon, dass mit Wertungen aufgrund des hohen Grades an sozialer Durchsetzung von Werteinstellungen ein »Anspruch auf Objektivität« (Steinfath 2001, 244) verbunden sei. Zumindest ein Teil unseres Wertsystems kann, wenn nicht im ontologischen Sinne, so doch aufgrund des Grades intersubjektiver Durchsetzung ›Objektivität‹ zugeschrieben werden. Steinfath schlägt in seiner analytischen Auseinandersetzung mit Werturteilen folglich eine dreiteilige heuristische Analyse von Werturteilen vor. Dementsprechend enthalten Äußerungen von Werturteilen erstens die Beschreibung eines Gegenstands, zweitens das Postulieren eines normativen Kriteriums der Wertung des Gegenstands und drittens die These, dass aufgrund der Merkmale des Gegenstands ein bestimmter Standard auf ihn angewandt werden kann: »In mit einem Objektivitätsanspruch verbundenen Werturteilen [...] ist normalerweise dreierlei impliziert: erstens die Feststellung, daß ein Beurteilungsgegenstand die und die (in letzter Instanz) ›natürlichen‹ Eigenschaften hat; zweitens die Feststellung, daß er aufgrund dieser Eigenschaften dem und dem Standard entspricht (wobei manchmal die Nennung der Eigenschaften und die Standards zusammenfallen); sowie drittens eine nichtepistemische Einstellung zum zugrunde gelegten Standard, die im Kern eine affirmative optativistische Stellungnahme ist« (Steinfath 2001, 261).

Die Relevanz philosophischer Werttheorien für die sprach- und literaturwissenschaftliche Wertdebatte

Wenngleich die eben skizzierten wertphilosophischen Positionen vorrangig aus der moralphilosophischen Diskussion heraus entstanden sind und in eine intensive metaethische Debatte über den ontologischen, erkenntnistheoretischen und linguistischen Status von Werten und Wertungen gemündet

haben, sind diese wertphilosophischen Grundsatzfragen für die literaturwissenschaftliche (s. Kap. 2.4) und linguistische Wertungsforschung gleichermaßen grundlegend. Die Frage, ob Werte und dementsprechend Urteile über Werte als objektiv, rational begründbar und z. B. als Ergebnis von Beobachtungen angesehen werden können oder als subjektiv bzw. – pragmatisch formuliert – intersubjektiv gültig, ist entscheidend für die im Anschluss daran in der praktischen Wertungsforschung gewählte Analyse- oder Interpretationsmethode.

Legt man seiner literaturwissenschaftlichen Herangehensweise an ästhetische Wertungen z. B. einen Werteessentialismus zugrunde, muss die gewählte literaturwissenschaftliche Methode nicht nur eine konkrete Liste literarischer Werte benennen können, sondern auch Werkzeuge dafür zur Verfügung stellen, wie ästhetische aber auch als instrumentell betrachtete Werte in Texten verortet werden können oder, anders formuliert, interpretativ feststellbar sind. Im weitesten Sinne könnte man strukturalistisch geprägte Ansätze ästhetischer Wertungsforschung als essentialistische Positionen bezeichnen. Ein Dissens über die Qualität eines literarischen Textes kann aus Sicht literaturwissenschaftlicher Positionen, die einen solchen Essentialismus zugrunde legen und diesen gleichzeitig, wie oben aufgezeigt, auch ontologisch und erkenntnistheoretisch füllen müssten, nur entstehen, wenn einzelne Subjekte Fehler dabei gemacht haben, Werte in Texten zu identifizieren.

Der überwiegende Anteil literaturwissenschaftlicher Werttheorien der Gegenwart legt dem eigenen Ansatz demgegenüber einen erkenntnistheoretischen und ontologischen Konstruktivismus zugrunde und betrachtet Werte entsprechend als subjektiv oder im Sinne eines Pragmatismus meist als innerhalb der literarischen Gemeinschaft intersubjektiv gültig. Aus der Beobachtung, dass in literarischen Wertungsdebatten nicht nur deskriptiv darüber diskutiert wird, ob einem Text ein bestimmter literarischer Wert, wie z. B. Originalität, zukommt, sondern auch normativ darüber verhandelt wird, was einen Wert wie Originalität literarisch ausmacht, wird geschlossen, dass das Verständnis von Werten und die darauf basierenden Urteile Ergebnisse sozialer Aushandlungsprozesse sind. Gegen die Annahme, dass Werte aus Texten nur herausgelesen werden müssen, spreche außerdem, dass in der praktischen Diskussion auf keine abgeschlossene Liste literarischer Werte Bezug genommen, sondern auf eine unabge-

geschlossene Menge sich überschneidender Werte rekurriert wird.

Werte werden in der literaturwissenschaftlichen Forschung in diesem Sinne meist nicht als beobachtbare Eigenschaft von Texten, sondern als Resultat von Zuschreibungen wertender Subjekte auf der Grundlage bestimmter Zuordnungsvoraussetzungen betrachtet (vgl. Heydebrand/Winko 1996, 44). Aufgrund verschiedener Beobachtungen des literarischen Diskurses über Wertungen von Texten wird hierbei jedoch in der Regel nicht auf eine Subjektivität von Wertungen abgestellt, sondern im Sinne eines wertphilosophischen Pragmatismus eine intersubjektive Gültigkeit literarischer Wertungen vertreten. So ist in der Diskussion des deutschsprachigen Feuilletons beispielsweise nicht nur immer wieder ein Wertungsdissens, sondern auch oftmals ein -konsens zu beobachten. Ausgewählte Texte fallen in der Literaturkritik regelrecht durch, d. h. sie werden fast ausschließlich negativ gewertet. Und selbst wenn Kritiker zu einer gegensätzlichen Gesamtwertung eines Textes kommen, berufen sie sich dabei oftmals auf übereinstimmende literarische Werte wie z. B. den Begriff der Originalität, der Spannung oder der Innovation. Es lassen sich weiterhin wiederholt literarische Wertungspraktiken beobachten, die verdeutlichen, dass sich einige Werturteile und ihre Zuordnungsvoraussetzungen in der sozialen Gemeinschaft der Experten des Literaturbetriebs so stark durchgesetzt haben, dass Wertungen, die hieran anschließen, objektiv erscheinen. In Bezug auf Klassiker der Literatur, die zum Kernkanon gezählt werden, wird z. B. wiederholt geäußert, es bestehe kein Zweifel daran, dass es sich um Meisterwerke handle. Im Gespräch über Titel der Genreliteratur wird übereinstimmend das Fazit gezogen: ›Dieses Buch ist einfach Trash‹ oder ›Dieser Krimi ist das langweiligste, was seit Langem auf den Markt gekommen ist‹.

Diese Auffälligkeiten im Diskurs über literarische Wertung werden in der literaturwissenschaftlichen Forschung jedoch, wie eben dargestellt, nicht nur über einen werttheoretischen Objektivismus, sondern ebenfalls über die Annahme einer intersubjektiven Gültigkeit von Werten erklärt. Um verständlich zu machen, dass sich literarische Wertungen von Personen zum Teil auffällig überschneiden, muss in der Wertungsforschung also nicht zwangsläufig darauf verwiesen werden, dass diese Werte reale Eigenschaften dieser Texte darstellen und objektiv bei der Lektüre erfassbar sind. Auch z. B. soziologische

Erklärungshypothesen einer Ausbildung intersubjektiver Kategorien literarischer Wertung werden zur Beschreibung dieser Phänomene angeführt. Neben häufig zu beobachtenden Formen des Konsenses über literarische Werturteile sind laut Renate von Heydebrand und Simone Winko in diesem Zusammenhang in der literarischen Wertungspraxis vier verschiedene Typen des Dissenses über die Werthaltigkeit literarischer Werke denkbar: Der Dissens von wertenden Subjekten über die Werthaltigkeit literarischer Texte könne (1) auf verschiedenen Beschreibungen des literarischen Textes, (2) auf der Anwendung verschiedener Werte auf den Text, (3) auf verschiedenen Kriterien der Anwendung dieser Werte sowie (4) auf einer unterschiedlichen Gewichtung dem Text zugeschriebener Werte beruhen (vgl. Heydebrand/Winko 1996, 110).

Praktisch mündet die These einer Intersubjektivität literarischer Werturteile oftmals in konstruktivistische Wertungsanalysen, die literarische Wertung als soziales Phänomen in den Blick nehmen. Ausgehend von literatursoziologischen Ansätzen wie der Feldanalyse Bourdieus, der Foucaultschen Diskursanalyse oder soziologisch fundierten Methoden der Literaturbetriebsforschung werden die Grundlagen sozialer Interaktion im Prozess literarischer Wertung untersucht (s. Kap. 2.4.2). Dabei können sowohl einzelne Akteure als auch Institutionen oder auch relativ geschlossene Systeme literarischer Kommunikation in den Fokus rücken. Fragen literaturwissenschaftliche Studien danach, wie Wertmaßstäbe oder konkrete Werturteile innerhalb einer sozialen Gruppe oder zwischen verschiedenen Institutionen weiter tradiert werden, liegt dem ebenso ein konstruktivistisches Verständnis von Wertung zugrunde wie Ansätzen, die nach der Bedeutung von Machtstrukturen oder Akteurspositionen auf Wertungshandlungen fragen.

Literatur

- Albert, Hans/Topitsch, Ernst (Hg.): *Werturteilsstreit*. Darmstadt 1971.
- Ayer, Alfred Jules: *Language, Truth and Logic*. London 1936.
- Cohen, Hermann: *Ethik des reinen Willens*. Berlin 1904.
- Dahms, Hans-Joachim: *Positivismusstreit. Die Auseinandersetzungen der Frankfurter Schule mit dem logischen Positivismus, dem amerikanischen Pragmatismus und dem Kritischen Rationalismus*. Frankfurt a. M. 1994.
- Dewey, John: *Theory of Valuation*. Chicago 1939.

Ehrenfels, Christian von: *System der Werttheorie*. Leipzig 1897–1898.

Francén, Ragnar: *Metaethical Relativism*. Göteborg 2008.

Frankena, William K.: *The Naturalistic Fallacy*. In: *Mind* 48 (1939), 464–477.

Frankena, William K.: *Ethics*. Englewood Cliffs 1963.

Halbig, Christoph: »Ethische und ästhetische Werte. Überlegungen zu ihrem Verhältnis«. In: Althoff, Gerd (Hg.): *Zeichen – Rituale – Werte. Internationales Kolloquium des Sonderforschungsbereichs 496 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster*. Münster 2004, 37–53.

Hare, Richard M.: *The Language of Morals*. Oxford 1952.

Heydebrand, Renate von/Winko, Simone: *Einführung in die Wertung von Literatur. Systematik, Geschichte, Legitimation*. Paderborn 1996.

Hume, David: *A Treatise of Human Nature* (1739–1740). Oxford 2000.

Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*. Halle 1913.

Kant, Immanuel: *Kritik der Urteilskraft* (1790). Frankfurt a. M. 1992.

Krobath, Hermann T.: *Werte. Ein Streifzug durch Philosophie und Wissenschaft*. Würzburg 2009.

Kutschera, Franz von: *Ästhetik*. Berlin 1989.

Lyas, Colin: »The Evaluation of Art«. In: Hanfling, Oswald (Hg.): *Philosophical Aesthetics. An Introduction*. Oxford/Cambridge 1992, 353–355.

Mackie, John: *Ethics. Inventing Right and Wrong*. Harmondsworth 1977.

Moore, George Edward: *Principia Ethica*. Cambridge 1903.

Najder, Zdzisław: *Values and Evaluations*. Oxford 1975.

Putnam, Hilary: *The Collapse of the Fact/Value Dichotomy and Other Essays*. Harvard 2004.

Perry, Ralph Barton: *General Theory of Value*. New York 1926.

Rickert, Heinrich: *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*. Tübingen 1929.

Schaber, Peter: *Moralischer Realismus*. Freiburg/München 1996.

Scheler, Max: *Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*. Halle 1916.

Searle, John R.: »How to Derive ›Ought‹ from ›Is‹«. In: *Philosophical Review* 73 (1964), 43–58.

Smith, Barbara Herrnstein: »Contingencies of Value«. In: Leitch, Vincent B. (Hg.): *The Norton Anthology of Theory and Criticism*. New York/London 2001, 1910–1932.

Stevenson, Charles L.: *Ethics and Language*. New Haven 1944.

Steinfath, Holmer: *Orientierung am Guten. Praktisches Überlegen und die Konstitution von Personen*. Frankfurt a. M. 2001.

Tarkian, Tatjana: *Moralischer Realismus und Antirealis-*

mus. Zur neueren Debatte um Grundlagenfragen der Ethik. Göttingen 2008.

Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. In: Ders.: *Werkausgabe in 8 Bdn.* Bd. 1. Frankfurt a. M. 1984, 225–618.

Wright, George Henrik von: *Norm and Action*. London 1963.

Sabine Buck

2.2 (Politisch-)Ökonomische, soziologische und anthropologische Werttheorien

Dieser Artikel, der sich auf politische Ökonomie und ihre Kritik, Soziologie, Anthropologie und Ökonomik erstreckt, folgt dem Hinweis des Anthropologen Graeber (2001), dass eine sozialwissenschaftliche Minimaldefinition von ›Wert‹ die Merkmale des *Vergleichs* von Objekten mit Blick auf ihre *relative Wertschätzung* vor dem Hintergrund einer *kulturell institutionalisierten Hierarchie* aufweisen sollte: »Values are ideas about what people ought to want« (Graeber 2001, 3). Tatsächlich ist ein solches sehr weites Verständnis von Wert das Ergebnis einer multidisziplinären sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Wertbegriffen der klassischen politischen Ökonomie, die im 19. Jh. einsetzte.

Der Begriff ›Wert‹ ruft häufig zwei einander entgegengesetzte Assoziationen auf. Teile der Anthropologie und Soziologie sehen in Werten moralische Letztbegründungen, die in der Lage sind, kollektiv geltende Normen zu generieren, zu legitimieren und darüber die Gesellschaft zu integrieren. Die gegenwärtige Wirtschaftswissenschaft hingegen übersetzt den Begriff ›Wert‹ oftmals als ›Nutzen‹, der individualistisch gedacht ist und rational kalkulierte, Nutzen maximierende Entscheidungen eines *homo oeconomicus* anleitet (Kirchgässner 2008). Diese beiden Begriffsverwendungen sind indes Polaritäten in einem Kontinuum, das sich zwischen ökonomistischen und kulturalistischen Positionen aufspannt, die genealogische Querverbindungen aufweisen. So kann der Begriff weder ausschließlich ökonomischen noch kulturellen Phänomenen vorbehalten werden und verbindet gerade dadurch Kultur und Ökonomie.

Wert in der klassischen politischen Ökonomie

Die klassische politische Ökonomie des 18. und 19. Jh.s warf die Frage der Definition und der Entstehung von Wert auf. Adam Smith, dessen Arbeiten den Anstoß für die Formierung der politischen Ökonomie bildeten, bezog gegen den im Absolutismus vorherrschenden Merkantilismus Stellung: Nicht das Horten von Vermögen in einem Land maximiere dessen Reichtum, sondern die möglichst freie Zirkulation von Arbeit, Kapital und Gütern, weil nur so der Verbraucher, der im Zentrum des Reichtums eines Landes stehe, optimal bedient werden könne (Dobb 1973, 67–70). In Smiths Werk finden sich Einflüsse der französischen Schule der Physiokraten, etwa in der Propagierung der freien Zirkulation ökonomischer Interessen. Smith ging von einem *Ordnungseffekt* des freien Spiels aller Interessen aus, der nicht politisch (d.h. durch partikulare Interessen) eingeschränkt werden durfte. Der Annahme eines solchen Ordnungseffekts korrespondierte die Theorie eines ›natürlichen Preises‹, auf den Güter hintendierten, wenn einzig vollkommen uneingeschränktes Angebot und Nachfrage den Preis bestimmten und damit die Preise alle aufgewendeten Kosten widerspiegeln. Die Physiokraten argumentierten, nur der landwirtschaftliche Ertrag generiere ein echtes *surplus*. Bei Smith findet man eine umfassendere, aber auch weniger eindeutige Theorie des Mehrwerts, die den Güterpreis aus Arbeits-, Kapital- und Bodenwert zusammensetzt (Dobb 1973, 54–72). David Ricardo wiederum, ein wichtiger Stichwortgeber für Marx, leitete den Wert eines Produkts von der Arbeitsleistung ab, die notwendig ist, damit Arbeiter sich selbst erhalten können. Nach Abzug des diesem Wert entsprechenden Lohns verteilt sich der Mehrwert auf Rente des Landeigners und Profit des Unternehmers, wobei die Rente bei knapper werdenden Böden steigt, der Profit wegen teurerer Produktion dagegen sinkt. Langfristig führt diese Dynamik Ricardo zufolge zu einem Rückgang der Profite und damit des einsetzbaren Kapitals (Dobb 1973, 79–90, 100 ff.).

Wert in der Kritik der klassischen politischen Ökonomie

Karl Marx ist für die werttheoretische Diskussion aus folgenden Gründen von zentraler Bedeutung: Erstens kritisierte er die vertragstheoretischen

Grundlagen der klassischen politischen Ökonomie, indem er die gesellschaftlichen Verteilungsmodalitäten, die jedem Vertragsschluss vorgelagert sind (›Produktionsverhältnisse‹), ins Zentrum seiner Analyse rückte. Dadurch verband er zweitens die Werttheorie mit einer Gesellschaftstheorie, der zufolge Wert als eine objektivierbare Größe nur in einer gesellschaftlichen Konstellation entstehen könne, die hergestellte Güter als zu handelnde Waren ansehe. Die Illusion, Waren ›hätten‹ Wert (›Warenfetischismus‹), komme dadurch zustande, dass in einer Warenwirtschaft eine Scheidung zwischen konkreter Arbeit und abstrakter Arbeitszeit eingebracht werde, wovon Letztere dann in ein direktes Tauschverhältnis zur Ware gesetzt werden könne. Ökonomischer ›Wert‹ wurde damit durch Marx radikal historisiert und an eine Gesellschaftsform gebunden, welche die Logik der Produktion von Gütern der Logik der Zirkulation von Waren unterordnet. Drittens schließlich installierte Marx eine Tradition der Kritik der politischen Ökonomie und der aus ihr folgenden Wirtschaftswissenschaft, die bis in die Gegenwart hinein einflussreich bleibt.

Indes gibt es unterschiedliche Lesarten. Maurice Dobb etwa sieht in Marx den bedeutendsten Fortführer von Ricardos Theoremen. Er habe eine Lösung für das Problem gesucht, das vor ihm von den frühen Ausbeutungstheoretikern wie Thomas Hodgskin, William Thompson und Saint-Simon nur unzureichend adressiert worden war, nämlich »wie ›ungleicher Austausch‹ oder ›Mehrwert‹ mit der Existenz eines ›vollkommenen Wettbewerbs‹ in Einklang zu bringen war« (Dobb 1973, 159). Die Lösung des Problems orientierte sich in folgender Weise an Ricardo: Erstens setzte sie an der produzierenden Arbeit an und damit zweitens an einem Punkt *vor* jedem (vertraglich geregelten) Austauschverhältnis. Marx ermögliche, so Dobb, eine quantitative Bestimmung der tatsächlichen Werte von Gütern, die in Preisen ausgedrückt werden könnten: »Die Produktionspreise sind [...] aus den Werten ableitbar (oder aus den Produktionsbedingungen, deren Ausdruck die Werte sind, *plus* der Ausbeutungsrate)« (Dobb 1973, 179).

Alternative Perspektiven auf Marx' Wertkonzept ziehen den radikalern Schluss, dass ›Wert‹ einen ausschließlich gesellschaftstheoretisch und keinesfalls ökonomisch erfassbaren Sachverhalt bezeichne. Demnach sei das ›Wertgesetz‹ nicht in ökonomische Routinen – etwa Preisbestimmungen des Tauscherts – eingliederbar, weil diese Routinen, und da-

mit der Tauschwert, die unter Bedingungen von Warenproduktion einzig mögliche Artikulationsform von Wert darstellten. Aus dieser Sicht ist die Kritik der politischen Ökonomie nicht daran interessiert, eine »marxistische Preistheorie« (Mattick 1973, 361) bereitzustellen, sondern daran, die empirisch beobachtbare Wertform auf ihre Implikationen bezüglich der unterliegenden gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse zu analysieren. Die Transformation von Wert in Preis (also in Tauschwert) verbindet daher unterschiedliche Ebenen gesellschaftlicher Abstraktion. Insofern Marx an einer Arbeitswerttheorie festhalte, geschehe dies einzig zu dem Zweck, die Besonderheit kapitalistischer Wirtschaftsweisen herauszustellen, die auf einer Trennung von qualitativer, nichtquantifizierbarer Arbeit und Arbeitszeit, die in Tauschwert umsetzbar sei, beruhe (Pilling 1973, Mattick 1973).

Alfred Sohn-Rethel ergänzt die marxistische Werttheorie um eine Erkenntnistheorie, die die Marxsche Analyse der Warenform weiterentwickelt. Insbesondere geht es ihm um den Nachweis, dass die epistemische Logik der exakten Wissenschaften ein Effekt der Warenwirtschaft ist, die die Logik der Abstraktion, welche der Ware zugrundeliegt, ins Zentrum rückt. Die Warenform – d. h. der (Tausch-) Wert als unterschieden vom Gebrauchswert – entsteht vorreflexiv in der Praxis des Tauschs. Im Tausch werden der Gebrauchswert und die Konkretheit des Gegenstands aufgehoben, weil der Tauschakt, um stattfinden zu können, nicht gestattet, dass die Ware gebraucht werde, solange er andauert: »Im Markt bleibt der Gebrauch der Dinge für die Interessenten ›bloße Vorstellung« (Sohn-Rethel 1973, 48). Weil diese Abstraktion von Gebrauchs- auf Tauschwert kein Bewusstsein ihrer selbst impliziert, sondern im Gegenteil durch ihre scheinbare Selbstevidenz den Abstraktionsvorgang verschleiert, ergibt sich die Frage, »auf welche Weise die Realabstraktion [durch Warentausch, A.L.] ins Denken übergeht, welche Rolle sie im Denken spielt und welche gesellschaftlich notwendige Aufgabe ihr zufällt« (ebd., 57). Sohn-Rethel radikalisiert so den Marxschen Anspruch, Wert als ein ausschließlich gesellschaftlich hervorgebrachtes Phänomen zu deuten, indem er dieses Argument auch auf Wissens- und Wissenschaftsproduktion ausdehnt.

Wert und Preis in der nachklassischen Ökonomik

Die Marxschen Analysen können genealogisch mit seiner kritischen Diskussion des Ricardoschen Wertbegriffs in Verbindung gebracht werden, insofern sie eine theoretische Bestimmung des Wertes aus der Arbeit vornehmen, die Ricardo aus einer Reinterpretation Smiths gewonnen hatte, welche die Wertverteilungsproblematik und die historische Gestalt der sozioökonomischen Bedingungen des Wirtschaftens herausstellte. In der Kritik an Ricardo ab den 1820er Jahren formierte sich aber auch ein Vorausblick auf die im engeren Sinne utilitaristische Theorie des abnehmenden *subjektiven* Nutzens, die den Grundstein für die moderne Ökonometrie legte. Die Ansätze W.S. Jevons', der Österreichischen Schule (Karl Menger, Friedrich von Wieser, E. Böhm-Bawerk) und Léon Walras', die im letzten Drittel des 19. Jh.s aufkamen, waren einander »in der Ableitung der Produktpreise aus den Konsumentenbedürfnissen und des Wertes der Dienste der Kapitalgüter und Kapitalfaktoren aus ihrer produktiven Verwendung bei der Schöpfung der Konsumentengüter« ähnlich (Dobb 1973, 223). Kernelemente dieses, so Dobb, »nachklassisch« und nicht »neoklassisch« zu nennenden Ansatzes sind (unterschiedliche) Konzeptualisierungen des mit steigender Konsumtion abnehmenden subjektiven Grenznutzens, den Verbraucher im Erwerb von Produkten sehen, wie auch Annahmen über die Maximierung des Nutzens für eine gegebene Gesellschaft auf der Grundlage vollständiger Konkurrenz. Das gesamte Wirtschaftsgeschehen wird wie ein Wettbewerbsmarkt modelliert, die Modelllogik an die Mechanik angelehnt und gleichgewichtstheoretisch entworfen.

Gegenwärtig stößt nicht nur die Mathematisierung der Ökonomik auf Kritik, sondern auch jene Orientierung an der Mechanik, da sie nicht nur ahistorisch sei, sondern auf der Fiktion der beliebigen Umkehrbarkeit von Prozessen beruhe (Kirchgässner 2008, 273 f.). Zugleich haben Gleichgewichtsmodelle ökonomischen Tauschs dazu beigetragen, die Frage des Wertes zugunsten der Frage des Preises zu marginalisieren; Wertbestimmung unabhängig von Marktpreisbestimmung wurde für obsolet erklärt. Ein wichtiger Vertreter dieses Ansatzes war Friedrich A. von Hayek, der den Wertbegriff über denjenigen des Preises informationstheoretisch remodelierte: Hayek zufolge sind Märkte optimale Mechanismen der Koordination sozialen Handelns, weil in

den dort gebildeten Preisen sich alles gesellschaftlich zugängliche Wissen (= Informationen) widerspiegeln (Kirchgässner 2008, 68). Die seit den 1950er Jahren sich konsolidierende Finanzökonomik bot sich als Vehikel an, einen solchen informationstheoretischen Begriff des Wertes-als-Preis weiter zu festigen, weil Finanzmärkte als diejenigen Märkte gelten, die dem Postulat der Informationseffizienz empirisch am nächsten kommen. Hier bildete sich in den 1960er Jahren insbesondere die »Theorie rationaler Erwartungen«, die besagt, »dass die Wirtschaftssubjekte bei der Bildung ihrer Erwartungen über die zukünftige wirtschaftliche Entwicklung die ihnen zur Verfügung stehende Information optimal ausnützen und aus ihren Erwartungsfehlern lernen« (Kirchgässner 2008, 84 f.). Dieser direkt an die subjektivistische Nutzentheorie anschließende Ansatz wurde in den 1970er Jahren zunehmend auch in volkswirtschaftlichen Kontexten eingesetzt mit der Folge, dass Nationalökonomien als Aggregate subjektiver Nutzenmaximierungsstrategien modelliert werden konnten, wobei die Präferenzen der Subjekte als gesetzt und die Handlungsrestriktionen als variabel gelten. Das hat zur Folge, dass, obwohl (wie schon Vilfredo Pareto argumentierte, Dobb 1973, 223) das Modell keine Aussagen über die Präferenzbildung empirischer Individuen machen kann, seine Logik und sein Erklärungsanspruch gerade auf die Aggregatebene zielen.

Wert in der Soziologie

Soziologische Werttheorien bilden insofern einen Übergang von politisch-ökonomischen zu anthropologischen Werttheorien, als sie das Problem der Kontinuität zwischen ökonomistischen und kulturalistischen Verständnissen von ›Wert‹ aufwerfen. So kommt es, dass Querbezüge zwischen einerseits Georg Simmels Wertbegriff, der in gewissem Maße die Grenznutzentheorie des Wertes übernimmt, und andererseits kulturalistisch verstandenen Wertbegriffen, wie wir sie vor allem bei Max Weber und Talcott Parsons finden, konzeptionell sehr weite Gebiete überspannen. Pierre Bourdieu wiederum leistet eine Rückkopplung des ökonomistischen und kulturalistischen Wertkonzepts, ist jedoch zugleich fast ausschließlich an der Hierarchisierungsfunktion von Wert und Werturteil interessiert: Er entwirft eine Theorie gesellschaftlicher Statusordnungen, die mit einem aufgefächerten Kapitalbegriff operiert, der die funktional differenzierte Gesellschaft stratifikatorisch integriert.

Simmels Werttheorie figuriert als ein Prolegomenon in seiner einflussreichen Monographie *Philosophie des Geldes* (Simmel 1900/1989, 23–137). Ohne dass belegt werden müsste, dass Simmel die Arbeiten von Jevons, Walras oder Böhm-Bawerk kannte, folgt seine grundsätzliche Argumentation zunächst dem subjektivistischen Wertbegriff der Grenznutzentheorie, der zufolge der Wert eines Guts sich aus seiner Begehrtheit seitens eines potenziellen Nachfragers ableitet. Subjektiver Wert entsteht nach Simmel aus einer Distanz zwischen einem begehrenden Subjekt und dem Objekt des Begehrens. Geld, »die reinste Form des Werkzeugs« (ebd., 263), hat die Funktion, den Tausch von Objekten ungleicher Wertschätzung möglich zu machen. Auf diese Weise erlangen Güter, die zunächst nur dadurch subjektiven Wert aufwiesen, dass sie begehrt wurden, einen objektiven Wert, der sich in Geldeinheiten ausdrückt und der unabhängig von konkreten bzw. singulären Subjekten und deren Begehren gilt. An dieser Stelle verlässt Simmel daher auch den Bannkreis der Grenznutzentheorie: Während diese in der reinen Subjektivität und Atomisiertheit von begehrenden Individuen verharren, sind es laut Simmel *Beziehungen* zwischen solchen Individuen (die sich nicht notwendigerweise kennen müssen), die durch das Geldmedium gestiftet werden. Geld ist daher, gerade insofern es subjektive Begehrens-Werte in objektive Werteinheiten transformiert, ein »ausschließlich soziologisches, in Beschränkung auf ein Individuum ganz sinnloses Gebilde« (ebd., 189), da es Individuen in Beziehungen zu anderen Individuen bringt. Anders gesagt: Während die Grenznutzentheorie und ihre Nachfolger im 20. Jh. daran interessiert sind, auf der Grundlage eines subjektivistischen Wertbegriffs Preisbildungsprozesse zu modellieren, die modelltheoretisch auf einer summarischen oder Durchschnittskonzeption jeweiliger individueller Begehren beruhen, ist Simmel daran interessiert, aus jenem Wertbegriff die Bedingungen zu folgern, unter denen Individuen sich nicht als Summe, sondern als Beziehungsgeflecht zu einer Gesellschaft zusammenfinden.

Der Wertbegriff Max Webers ist insofern auf ökonomische Logiken bezogen, als er ihnen entgegengesetzt wird. Gemäß der Argumentation der *Protestantischen Ethik* (Weber 1907/1988) standen am Beginn des modernen Industriekapitalismus religiöse Werte. Sie hatten die Form religiöser Dogmen, die sich in ethische Anforderungen an die »Lebensführung« (ebd., 33) gläubiger Subjekte übersetzten. Kapitalis-

tische Wertschöpfung – insbesondere der Imperativ, erwirtschaftete Gewinne nicht zu verschwenden, sondern zu reinvestieren – hatte demnach anfangs den subjektiven Sinn, sich der Erwähltheit Gottes zu versichern (v. a. im Calvinismus). Erst später – im 18. und 19. Jh. – verdichteten sich die Folgen derartigen Handelns zu einem Wirtschaftssystem, das keinerlei spiritueller Motivation mehr bedurfte, weil es die Bedingungen wirtschaftlichen Überlebens in Begriffen kapitalistischen Wirtschaftens diktierte. Dieser Diagnose korrespondiert die Handlungstypologie Webers: Während am Anfang des Kapitalismus eine protestantische ›Wertrationalität‹ stand, die die wirtschaftliche Tätigkeit nicht als Mittel zum weltlichen Zweck, sondern als Ausdruck tieferliegender Wahrheiten (nämlich der eigenen Erwähltheit) ansah, stellte sich die motivationale Struktur wirtschaftlichen Handelns mit der kapitalistischen Systembildung auf ›Zweckrationalität‹ um, aus deren Perspektive ökonomische Einzelhandlungen als Mittel zur Erreichung eines ökonomischen Zwecks (Profit) erschienen.

Indes war Weber, sieht man von diesem wichtigen konzeptuellen Widerhall seiner Kapitalismusedeologie in der Handlungstypologie ab, am Übergang des Wirtschaftens von spiritueller Begründetheit zu systemischem Zwang weit weniger interessiert als an einer kulturvergleichenden Perspektive, in der er die unterschiedlichen ›Weltreligionen‹ vor der Folie des von ihm postulierten okzidentalen Kapitalismus konturierte und so dessen Spezifik weiter auszuarbeiten suchte. Für soziologische Wertkonzeptionen werden diese komparativen Studien allerdings erst dann in ihrer Bedeutung sichtbar, wenn man sie mit Webers Argumenten bezüglich sozialwissenschaftlicher ›Werturteilsfreiheit‹ in Verbindung bringt. Denn hier optiert er für eine Sicht auf kulturelle Werte, die rigoros vermeidet, sie in eine Rangordnung zu bringen. Weber zufolge besteht die einzige Chance zu ›sozialwissenschaftlicher Objektivität‹ darin, sozial-kulturelle Prozesse verstehend zu erklären, während man sich zugleich jeglicher Wertung zu enthalten habe. ›Werte‹ und ›Kultur‹ stehen somit nebeneinander – dadurch wird auch das kulturvergleichende Projekt zur *Wirtschaftsethik der Weltreligionen* legitimiert, das seinerseits darauf abzielte, die kulturelle Kontingenz von Werten und Wertungen herauszustellen und in ihrer Differenz zueinander ›idealtypisch‹ zu bestimmen.

Das Theorieprojekt Talcott Parsons' versucht am dezidiertesten, ökonomische Theorien der Nutzen-

maximierung mit kulturellen Theoremen bezüglich der Bedeutung geteilter Werthaltungen (*values*) zu verbinden. Zunächst war Parsons (1937/1968) dem Weg gefolgt, soziales Handeln in einem modelltheoretischen Sinne zu fassen, und hatte dabei auch an Vilfredo Pareto und die Nachklassik, etwa Alfred Marshall, angeknüpft (Beckert 1997). Insbesondere mit Blick auf Pareto, der die Wertgebundenheit ›unlogischen‹ Handelns konstatiert hatte, meint Parsons, dass gerade auch nutzenmaximierendes Handeln eine Wertdimension aufweise, insofern es nur dann möglich sei, wenn die politischen Rahmenbedingungen rationale Wahl ermöglichten und Nutzenmaximierung innerhalb eines sozialen Orientierungssystems stattfinde, das vorausgesetzt werden müsse. Parsons würdigt Pareto aus drei Gründen: Entgegen positivistisch-utilitaristischen Handlungstheorien beachte Pareto das Wertelement; er sei anti-individualistisch, insofern er Wertelemente betont; er rette das Mittel-Zweck-Modell des Handelns für die Soziologie und vermeide damit, das ›Soziale‹ positivistisch oder metaphysisch zu verabsolutieren (Parsons 1968, 459 f.).

In einer späteren Phase änderte Parsons den Kurs dahingehend, ökonomische Modellierungen selbst als Teil, bzw. als Subsystem, des Gesellschaftssystems zu begreifen. Für den soziologischen Wertbegriff ist dies insofern von Bedeutung, als Parsons ihn auf der Ebene der Kultur verortete. Im Versuch einer Verbindung von Émile Durkheim und Max Weber ging dieser Entwurf davon aus, dass moderne Gesellschaften zwar entlang der Prinzipien einer Durkheimschen Arbeitsteilung organisiert seien und insofern auf Vertragsprinzipien basierten, die grundsätzlich mit einem ökonomischen Begriff von Sozialität vereinbar seien, jene Prinzipien aber zugleich auf eine moralisch-kulturelle Deckung angewiesen seien, die Parsons als im kulturellen Subsystem der Gesellschaft auskristallisierte und elaborierte Werte konzipierte. Dieses Subsystem der Kultur sei der Gesellschaft insofern entgegengesetzt, als seine Binnenintegration sich primär als symbolisches, nicht als Handlungssystem herstelle. Daher empfahl Parsons auch, die Erforschung kultureller Werte der Anthropologie anzuvertrauen, welche sich in den 1950er Jahren primär als eine Wissenschaft verstand, die Symbolsysteme entschlüsselte.

Gegen eine solche Abtretung des Kulturellen an die Anthropologie verwahrte sich Bourdieu (1997), der argumentierte, dass hier die Eingebundenheit des Kulturellen in ökonomische Zirkulationszusammen-

hänge und Tauschprozesse, die die Gesellschaft hierarchisierten, vernachlässigt werde. Dies zeigte sich direkt, erstens, in der Kritik Bourdieus an seinem Lehrer Claude Lévi-Strauss und dessen strukturalistischen Methoden, die er dafür verantwortlich machte, die empirische Erforschung der sozialen Welt in eine symbolistische Arkandisziplin verwandelt zu haben. Zweitens kritisierte Bourdieu den bekannten »Essay sur le don« des Anthropologen Marcel Mauss (s. u.) dafür, Letzterer nehme in seiner Betonung des vergesellschaftenden und sozial integrierenden Effekts des Gabentauschs nicht zur Kenntnis, dass Gabentausch in Prestigeökonomien und Wettkämpfe um Statuspositionen eingebunden sei.

Wert in der Anthropologie

Die werttheoretischen Beiträge der Anthropologie sind seit dem späten 19. Jh. als Erweiterungen von und Kritiken an ökonomistischen Verständnissen von Sozialität und Gesellschaftlichkeit unterbreitet worden. Maßgeblich die Beiträge von Franz Boas (1897), Bronislaw Malinowski (1922/1979) und Marcel Mauss (1925/1954) heben hervor, dass der Austausch von Werten in den allermeisten Fällen nicht mit utilitaristisch verstandener Nutzenmaximierung zu erklären sei. Insbesondere die bei Boas eingeführte und von Mauss theoretisierte Figur des *Potlatch*, eines Wettbewerbs der rituellen Wertevernichtung, steht im Gegensatz zu Verständnissen ökonomischer Rationalität. Mauss kam dann in seinem »Essay sur le don« zu der Schlussfolgerung, dass der Gabentausch Sozialität in Reinform repräsentiere. Nach Erhalt einer Gabe fänden Individuen ihr Eigeninteresse darin, im Einklang mit gesellschaftlichen Erwartungen unökonomisch zu handeln, indem sie die Gabe vergelten. In dieser altruistischen Vorformulierung von Eigeninteresse trete dem Individuum die Gesellschaft entgegen. Es handelte sich bei diesem Argument um eine Fortführung von Durkheims Konzept der Gesellschaft als etwas dem Individuum Vorgängiges und in seiner Logik von individueller Nutzenmaximierung Unabhängiges.

In David Graebers (2001) Systematisierungsversuch der anthropologischen Debatte erscheint der Begriff ›Wert‹ dagegen deswegen als relevant, weil er eine innerhalb eines sozialen Raums und in Kooperation mit anderen etablierte Skala von Wertschätzungen aufruft (s. bereits Fajans 1993). Dadurch werde eine Alternative zu Marktmodellen von Ge-

sellschaft errichtet, die Verlangen und Vergnügen nicht als Funktionen individueller Nutzenmaximierung entwürfe, sondern Nutzen und Vergnügen nur in Kooperation mit Anderen als möglich erscheinen lasse (Graeber 2001, 257–261).

Graeber (ebd., 1–21) identifiziert zunächst drei Stränge der Wertedebatte in der Anthropologie im 20. Jh. bis Ende der 1970er Jahre. Erstens wird Clyde Kluckhohn genannt, der, auch in Zusammenarbeit mit Parsons, einen Community-Vergleich auf der Grundlage unterschiedlicher Werte anstrebte. Zukunftsweisend sei seine Definition von Werten als ›desirable‹, da dies eine gesellschaftlich institutionalisierte Wertehierarchie sowie deren Vergleichbarkeit voraussetze. Indes sei das Projekt daran gescheitert, dass die symbolisch-kulturelle Wertedimension, auf die Kluckhohn sich in Anlehnung an Parsons beschränkt habe, theoretisch nicht an Motivationen von Akteuren angeschlossen werden konnte (ein Desiderat, das auch Webers religionsvergleichendes Werk nach wie vor interessant erscheinen lasse). Zweitens gab es immer wieder Auseinandersetzungen über die Frage, inwieweit sich die Anthropologie gegenüber dem individuellen Nutzenmaximierungsmodell der Ökonomik verhalten oder es im Gegenteil importieren sollte. Dies war etwa der Streitpunkt in der Debatte zwischen ökonomischen Substantialisten (Dalton, zurückgehend auf Polanyi) und Formalisten (Burling, Cook). Drittens brachte der Strukturalismus (allen voran Lévi-Strauss) ein aus der Linguistik importiertes Verständnis von Wert in die Debatte, wonach ›Wert‹ synonym mit ›Bedeutung‹ ist. Indes versage der Strukturalismus bei der Erklärung von *Bedeutsamkeit*, weil er Ideen, nicht Wert(schätzung) analysiere.

Für den weiteren Verlauf der Debatte waren Annette Weiners Beiträge (1992) zentral, weil sie gegen das Konzept der Reziprozität argumentierte. Dem von Mauss und Lévi-Strauss theoretisch untermauerten Argument, Gesellschaftlichkeit manifestiere sich bevorzugt in Praktiken des reziproken Gabentauschs, stellte sie Beobachtungen unter den Maori entgegen, die belegten, dass Letztere die Essenz ihrer Gesellschaften in »inalienable possessions« sähen, die vor Zirkulation geschützt würden. Weiner kritisiert weiterhin, dass die Bevorzugung der Reziprozitätsperspektive im Gabentausch dazu geführt habe, dass die Rolle von Frauen als Produzentinnen von Dingen und damit von Gesellschaftlichkeit an den Rand gedrängt worden sei (Weiner 1992, 53). Beispielhaft ist dies in Lévi-Strauss' (1981) Deutung

von exogamen Ehepraktiken als symbolischer Frauenaustauschökonomie zu sehen.

Marilyn Strathern (1988) legte einen Wertbegriff vor, der nicht das Begehren nach und den Besitz von Werten in den Mittelpunkt rückt, sondern die Vorstellung, dass Wert das sei, was dem Einzelnen entwunden und mit anderen geteilt werde: Außerhalb jeder Idee von Eigentum stifte Wert Beziehungen zwischen Personen. Aus der Sicht Graebers (2001, 40) bedeutet dies einen wichtigen Schritt in Richtung eines anti-ökonomistischen Wert- und Gesellschaftsbegriffs. In diesem Zusammenhang wird auch das Konzept der »levels of value« von Nancy Munn (1986) genannt, demzufolge Wert aus Aktivitätspegeln besteht, mit denen Menschen bestimmte Dinge besetzen – etwa indem sie Dinge unterschiedlicher Wertklassen auf unterschiedlichen Involviertheitsebenen austauschen und somit als wertvoll hervorbringen.

In dieser sozialen Hervorgebrachtheit des Werts sieht Graeber einen wertvollen Ausgangspunkt einer weitergehenden handlungsorientierten Konzeptualisierung, die an Marx anschließt. Eine Marxsche Analyse, insofern eine solche nach der Produktion von Wert im Kontext einer Totalität (Gesellschaft) frage, könne auch auf symbolische Zusammenhänge angewendet werden. Gesellschaften richteten ihre Hauptaufmerksamkeit nicht immer auf die Produktion von Gütern, sondern – etwa – von Sozialisation. Im Effekt ist dies ein Plädoyer für einen weiten Begriff der Produktion, der über die materielle Herstellung von Dingen Sozialität ebenso einschließt wie ihre öffentliche Wertschätzung durch Praktiken der Zirkulation und des Tauschs (Fajans 1993). Die oft festzustellende Asymmetrie zwischen der öffentlichen Artikulation von Wert *unter Männern* und der gleichsam verborgenen materiellen Produktion von Wert *durch Frauen* kann so mit dem Konzept der Ausbeutung analogisiert werden. Aus der Sicht eines so generalisierten und in die Sphäre des Symbolischen erweiterten Wertbegriffs können kapitalismusähnliche Ausbeutungsverhältnisse auch in »vorkapitalistischen« Gesellschaften gesehen werden, insofern die für Kapitalismus typische Ausbeutungsform über die Aneignung von Werten operiert (Graeber 2001, 68–85).

Ein solcher Ansatz muss sich kritisch der bisherigen Rezeption von Mauss' »Essay« zuwenden: Insofern diese Rezeption zumeist das Moment der Wertreziprozität beim Gabentausch herausgestellt hat, kann weder die soziale Hervorbringung von Werten

noch die Konstitution von Gesellschaft abseits ökonomischer Rationalität in den Blick genommen werden. Mauss, so Graeber, stehe tatsächlich für ein theoretisches wie zugleich politisches Projekt, das Sozialität aus der Perspektive des Fortdauerns sozialer Beziehungen durch *Vermeidung* von Reziprozität betrachte und nicht aus der Perspektive des Abschlusses sozialer Beziehungen durch reziproken Anspruchsausgleich. Tatsächlich schätzt der Autor Mauss' Projekt als »communitic« ein, insofern Kommunismus bedeute, sich jederzeit alles Notwendige nehmen zu können/zü dürfen, ohne dass es eine minutiöse Aufrechnung gebe – genau wie es in nahen sozialen Beziehungen geschehe, die daher auch so behandelt würden, als dauerten sie ewig. Die auf Ausgleich gerichtete Reziprozitätstheorie der Gabe sei dagegen identisch mit einer Markttheorie von Sozialität: Beziehungen dauern nur, bis der Tauschakt abgeschlossen ist (Graeber 2001, 217–228). Aus dieser Sicht stellt sich mit Blick auf Reziprozität weniger die Frage, ob und wie sie zur Konstitution der (untersuchten) Gesellschaft beiträgt, als vielmehr, inwieweit sie Teil eines Imaginären der (untersuchenden) Gesellschaft ist, deren Akteure sich Gesellschaft angesichts der ubiquitären Zirkulation von Waren als Markt vorstellen (Lee/LiPuma 2002, 196; vgl. auch Fajans 1993).

Literatur

- Beckert, Jens: *Grenzen des Marktes. Die sozialen Grundlagen wirtschaftlicher Effizienz*. Frankfurt a. M./New York 1997.
- Boas, Franz: »The social organization and secret societies of the Kwakiutl Indians«. In: *Report of the U.S. National Museum for 1895* (1897), 311–738.
- Bourdieu, Pierre: »Marginalia – Some additional notes on the gift«. In: Schrift, Alan D. (Hg.): *The Logic of the Gift. Toward an Ethic of Generosity*. New York 1997, 231–241.
- Dobb, Maurice: *Wert- und Verteilungstheorien seit Adam Smith. Eine nationalökonomische Dogmengeschichte* [1973]. Frankfurt a. M. 1977.
- Fajans, Jane: »Exchanging products – producing exchange«. In: Dies. (Hg.): *Exchanging Products – Producing Exchange*. Sydney 1993, 1–13.
- Graeber, David: *Toward an Anthropological Theory of Value: The False Coin of Our Own Dreams*. Basingstoke 2001.
- Kirchgässner, Gebhard: *Homo oeconomicus. Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendung in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. 3., erg. und erw. Aufl. Tübingen 2008.
- Lee, Benjamin/LiPuma, Edward: »Cultures of Circula-

- tion. The Imaginations of Modernity«. In: *Public Culture* 14, 1 (2002), 191–213.
- Lévi-Strauss, Claude: *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft* [1949]. Frankfurt a. M. 1981.
- Malinowski, Bronislaw: *Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea* [1922]. Frankfurt a. M. 1979.
- Mattick, Paul: »Die Marxsche Arbeitswerttheorie und das Wert-Preis-Problem«. In: Eberle, Friedrich (Hg.): *Aspekte der Marxschen Theorie I. Zur methodischen Bedeutung des 3. Bandes des »Kapital«*. Frankfurt a. M. 1973, 337–362.
- Mauss, Marcel: *The Gift. Forms and Functions of Exchange in Archaic Societies* [1925]. New York 1954.
- Munn, Nancy: *The Fame of Gawa. A Symbolic Study of Value Transformation in a Massim Society*. Cambridge, Mass 1986.
- Parsons, Talcott: *The Structure of Social Action. A Study in Social Theory with Special Reference to a Group of Recent European Writers* [1937]. New York/London 1968.
- Pilling, Geoffrey: »Das Wertgesetz bei Ricardo und Marx«. In: Eberle, Friedrich (Hg.): *Aspekte der Marxschen Theorie I. Zur methodischen Bedeutung des 3. Bandes des »Kapital«*. Frankfurt a. M. 1973, 300–336.
- Simmel, Georg: *Philosophie des Geldes* [1900]. Frankfurt a. M. 1989.
- Sohn-Rethel, Alfred: *Geistige und körperliche Arbeit. Zur Theorie der gesellschaftlichen Synthesis* [1970]. Frankfurt a. M. 1973.
- Strathern, Marilyn: *The Gender of the Gift. Problems with Women and Problems with Society in Melanesia*. Berkeley 1988.
- Weber, Max: »Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus« [1907]. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen 1988, 17–206.
- Weiner, Annette B.: *Inalienable Possessions. The Paradox of Keeping-While-Giving*. Berkeley/Los Angeles/Oxford 1992.

Andreas Langenohl

2.3 Psychologische Werttheorien

Psychologische Wert- und Wertungsforschung

Werte und Wertungen spielen in der psychologischen Forschung in verschiedenen Teildisziplinen eine Rolle, etwa in der Sozial-, der Entwicklungs-, der Persönlichkeits-, der Motivations- oder der kulturvergleichenden Psychologie. Dabei stehen die

verschiedenen Forschungsstränge bis heute weitgehend unverbunden nebeneinander, darüber hinaus haben sich teilweise unter anderer Begriffsbildung ähnliche Konzepte entwickelt; besonders zu nennen sind an dieser Stelle die motivationspsychologischen Forschungen zu Motiven sowie die sozialpsychologische Einstellungsforschung. Aus der psychologischen Wertforschung (als kurze Einführung vgl. Bilsky 2009, ausführlich z. B. Rohan 2000) lassen sich vor allem Struktur- und Prozessaspekte auf literaturbezogene Wertungen – als Spezialfall menschlicher Wertungsprozesse – übertragen; sie können inhaltlich mit Werttypologien speziell zur literaturbezogenen Wertung aus einer literaturwissenschaftlich-sprachanalytischen Perspektive verbunden werden. Im vorliegenden Artikel soll daher vor allem ein systematischer Zugriff auf wertpsychologische Ansätze erfolgen.

Literaturbezogene Wertung ist ohne vorhergehende Rezeption und Verarbeitung nicht denkbar, und Werte spielen bereits auf der Ebene der Wahrnehmung und Bedeutungskonstitution von Texten eine wichtige Rolle. Daher sollen einschlägige Konzeptionen der Textverarbeitungspsychologie und zum ästhetischen Erleben vorgestellt sowie begriffliche und modellierende Anknüpfungspunkte zu in der literaturwissenschaftlichen Wertungsforschung etablierten Konzepten aufgezeigt werden; der Schwerpunkt liegt dabei auf aktuellen, empirisch fundierten kognitions- sowie sozialpsychologischen Ansätzen. In diesem Zusammenspiel lassen sich die Konturen einer interdisziplinären Wert- und Wertungstheorie erkennen, die sich mit tatsächlichem menschlichen Wertungshandeln beschäftigt und dabei über idealistische Konzeptionen hinaus zu einem möglichst unreduzierten Verständnis von Wertung beitragen kann. Insbesondere die sozialpsychologischen Forschungen zum (losen) Verhältnis von Werten und Verhalten können dabei helfen, Faktoren zu identifizieren, die jenseits von primär literaturbezogenen Werten Einfluss auf tatsächliche Wertungsvorgänge nehmen. Damit unterstützen sie zugleich theoretische Ansätze, die auch innerhalb der Literaturwissenschaft aus einer nicht-normativen Perspektive heraus vertreten werden (vgl. z. B. Worthmann 2004, Kap. 4).

Wert, Wertung und verwandte Konstrukte

Wert: Zunächst einmal ist festzuhalten, dass unter »Werten« in der einschlägigen wertpsychologischen Forschung nahezu immer axiologische Werte, also

Wertmaßstäbe im Sinne einer sprachanalytischen Werttheorie (vgl. Heydebrand/Winko 1996, 40; s. auch Kap. 2.4.4), verstanden werden. Dabei werden Werte in der Regel als abstrakte, übergeordnete mentale Konstrukte konzipiert (vgl. Torelli/Kaikati 2009, 232). Als Gemeinsamkeiten verschiedener Begriffsbestimmungen in der Wertpsychologie können folgende Elemente gelten: Werte werden verstanden als Konzepte oder Überzeugungen, die sich auf wünschenswerte Zielzustände oder Verhaltensweisen beziehen, die situationsübergreifend wirken, die Auswahl und Bewertung von Verhalten, Ereignissen oder Objekten leiten und die nach ihrer relativen Bedeutung geordnet sind (vgl. Bilsky 2009, 47).

Ein den ›attributiven Werten‹ im Sinne einer sprachanalytisch basierten Werttheorie verwandtes Konstrukt wird in der Wertpsychologie unter dem ursprünglich aus der Lewinschen Feldtheorie stammenden Begriff der ›Valenz‹ geführt (vgl. Oerter 2007, 562; Feather 1995, 1135). Valenzen werden im Gegensatz zu axiologischen Werten subjektiv als zum Gegenstand gehörig betrachtet, trotz eines eventuell vorhandenen individuellen Bewusstseins für den attributiv-konstruktiven Charakter einer solchen Wertung (vgl. Oerter 2007, 562). Im Anschluss an die sprachanalytisch fundierte Explikation von attributiven Werten (vgl. Heydebrand/Winko 1996, 42) lässt sich eine kognitionspsychologische Begriffsbestimmung folgendermaßen formulieren: Der Begriff ›attributiver Wert‹ bezeichnet das Ergebnis eines mentalen Wertungsprozesses in Bezug auf ein wahrgenommenes Objekt oder eine wahrgenommene Objekteigenschaft anhand eines axiologischen Werts oder funktional äquivalenter Faktoren sowie situativer Einflüsse. Das Ergebnis besteht in einer subjektiven Zuschreibung von Werthaltigkeit. Der Zusatz ›wahrgenommen‹ soll dabei deutlich machen, dass bereits auf der Ebene von Textwahrnehmung und -verarbeitung konstruktive Leistungen am Werk sind und der konstruktive Charakter nicht erst bei Interpretation oder gar Wertung anfängt (vgl. auch die Begriffsbestimmung bei Asendorpf 2007, 249).

Wertung: Daran anschließend lässt sich eine kognitionspsychologische Annäherung an das sprachanalytische Begriffsverständnis von Wertung wie folgt bestimmen: Der Begriff ›Wertung‹ bezeichnet zunächst einen mentalen Prozess, bei dem ein Subjekt in einer konkreten Situation aufgrund von Wertmaßstäben (axiologischen Werten oder funktio-

nalen Äquivalenzen) und bestimmten Zuordnungsvoraussetzungen einem Objekt der Wahrnehmung oder Vorstellung Werteigenschaften (attributive Werte) zuschreibt. Diese Wertung kann sich äußern in Form eines nicht-sprachlichen Wertungsakts (motivationale Wertung) oder in verbalisierter Form als sprachliche Wertung, kann aber auch ohne erkennbare Handlungs- und Verhaltensfolgen bleiben. Unter ›Wertungsakt‹ sind sowohl stärker rational zu konzipierende Handlungen wie auch überwiegend automatisch-intuitives Verhalten zu subsumieren (vgl. rationale« vs. »nicht-rationale« Wertungen bei Worthmann 2004, 67; zu funktional äquivalenten Faktoren vgl. ebd. 65 ff. und s. u. Abschnitt ›Die Beziehung von Wert und Wertung‹).

Einstellung/Werthaltung und Motiv: Das sozialpsychologische Einstellungskonstrukt wird teilweise synonym zum Begriff ›Werthaltung‹ verwendet und weist eine große Nähe zu psychologischen Wertkonzeptionen auf. Wie für Werte wird auch für Einstellungen davon ausgegangen, dass sie aus drei Komponenten bestehen: kognitiven, affektiven und fakultativen Verhaltensanteilen. Das Einstellungskonstrukt wird dabei sehr unterschiedlich gefasst und changiert je nach Definitionsbreite zwischen einem eher axiologischen und einem eher attributiven Wertverständnis (vgl. auch Oerter 2007, 559). Die Spanne reicht von einem sehr weiten Objektbereich (der abstrakte Begriffe, z.B. Freiheit oder Schönheit, genauso umfasst wie konkrete Objekte, z.B. ein bestimmtes Buch) bis zu einem stärker eingegrenzten Verständnis, dass Einstellungen auf bestimmte Objektklassen (z.B. Kriminalliteratur) zu beziehen und als deren relativ dauerhafte, wenn gleich durchaus nicht unveränderliche Bewertung zu konzipieren sind.

Wenn man davon ausgeht, dass Werte hierarchisch organisiert sind und sich durch unterschiedliche Abstraktionsgrade auszeichnen, wobei übergeordnete Werte eine Rechtfertigungsfunktion für untergeordnete Werte (bis hin zu singulären attributiven Werten) übernehmen können (vgl. Heydebrand/Winko 1996, 73 ff.), so sind Einstellungen im Anschluss an die engere Begriffsvariante am ehesten in einer vermittelnden Stellung zwischen axiologischen und attributiven Werten anzusiedeln: als eine bestimmte Gruppe von Werten mit einem relativen konkreten Bezugsobjekt bzw. einer Klasse von Bezugsobjekten. Werte, Werthaltungen bzw. Einstellungen und Valenzen sind dann nicht als distinkte

Entitäten zu verstehen, sondern als Elemente eines auf unterschiedlichen Komplexitäts- bzw. Allgemeingraden aufgebauten mentalen Präferenz- und Wertekosmos. In eine ähnliche Richtung weist auch das Plädoyer von Asendorpf (2007, 249), Motive, Einstellungen und Werthaltungen als verschiedene Formen von Bewertungsdispositionen auf unterschiedlichen hierarchischen Ebenen zu konzipieren. Motive sind dabei als Bewertungsdispositionen speziell für Handlungsfolgen zu verstehen (vgl. ebd.). Sie sind ebenfalls von geringerem Allgemeingrad als Werte und werden, anders als Werte (vgl. Feather 1995, 1135), nicht als normative Anforderungen an das eigene Selbst verstanden (vgl. Bilsky 2009, 49). Die Motiv- ebenso wie die Einstellungsforschung unterscheidet implizite und explizite Motive bzw. Einstellungen, wobei die jeweils expliziten Formen eine größere Nähe zu einem engen, auf Idealen basierenden Wertbegriff aufweisen (vgl. für Motive ebd., 50).

Die Beziehung von Wert und Wertung

Losere Wert-Verhaltenskonnex: Wenn man Einstellungen als eine typischerweise auf mittlerer Abstraktionsebene angesiedelte Form von subjektiven Bewertungsdispositionen ansieht, können Ergebnisse der sozialpsychologischen empirischen Einstellungsforschung für ein erweitertes Verständnis von Wertungsprozessen herangezogen werden. Relevant sind hier insbesondere die Forschungen zum Wert-Verhaltens-Konnex, also zu der Frage, ob und inwiefern Verhalten sich aus Einstellungen bzw. Werten vorhersagen lässt. Ein auf rationale Wertungen beschränktes Verständnis (vgl. Worthmann 2004, 67) legt einen sehr engen Bezug nahe: Wertungen werden von (ausschließlich als Idealen verstandenen) Werten bestimmt. Es hat sich allerdings in vielen empirischen Untersuchungen gezeigt, dass die Vorhersagekraft von Werten für Verhalten eher mäßig ausfällt (vgl. Torelli u. a. 2009, 232). Verschiedene Faktoren wurden als moderierend für die Beziehung von Werten bzw. Einstellungen und konkretem Verhalten festgestellt: u. a. die Einstellungstärke bzw. die subjektive Relevanz von bestimmten Werten innerhalb der persönlichen Werthierarchie (zentrale Einstellungen beeinflussen stärker und mit höherer Wahrscheinlichkeit Verhalten), bestimmte Persönlichkeitsmerkmale, Gewohnheiten, die instrumentelle und normative Einschätzung von mutmaßlichen Handlungsergebnissen und den Folgen für die

eigene Identität (vgl. Überblick bei Haddock & Maio 2007, 214 ff.).

Aus Richtung einer literaturwissenschaftlichen, deskriptiv orientierten Wertungsforschung wurde in ähnlicher Weise vorgeschlagen, als Einflussfaktoren auf Wertungen verschiedene Faktoren zu berücksichtigen, bei denen es sich nicht um axiologische Werte in einem engen, auf Ideale bezogenen Begriffsverständnis handelt, sondern um Größen, die für ein Subjekt axiologische Funktion übernehmen, also als (alternative) Maßstäbe zur Bewertung von Literatur herangezogen werden können (z. B. Wünsche, Bedürfnisse, Interessen, Ziele, Normen, Konventionen; vgl. Worthmann 2004, 65 ff.). Daher erscheint als Konsequenz die oben eingeführte empiriegestützte Erweiterung der Begriffsbestimmung von ›Wertung‹ sinnvoll, die deutlich macht, dass Wertungen auf axiologischen Werten oder deren subjektiven Funktionsäquivalenten basieren können und von einer Reihe weiterer Faktoren beeinflusst werden. Diese Faktoren gilt es, für ein möglichst un-reduziertes und realitätsnahes Verständnis von Wertungsprozessen in die Modellierung mit einzubeziehen.

Identitätsrelevanz von Werten: Axiologische Werte sind zentral für das Selbstkonzept einer Person. Die hohe Identitätsrelevanz von Werten zeigt sich u. a. in starken emotionalen Reaktionen von Personen, die zentrale eigene Werte verletzt oder angegriffen sehen (vgl. Feather 1995, 1135). Bei professionell mit Literatur befassten Kritikerinnen und Kritikern ist anzunehmen, dass die subjektive literaturbezogene Werthierarchie einen zentralen Bezugspunkt der beruflichen Identität darstellt und wahrgenommene Verstöße dagegen mit verstärkter emotionaler Beteiligung einhergehen. Auch Verstöße gegen zentrale persönliche Werte auf inhaltlicher Ebene können dazu führen, dass an einem Text vorwiegend negative Aspekte wahrgenommen bzw. vermehrte Anstrengungen unternommen werden, die negativen Gefühle durch textbezogene Argumente zu rationalisieren; dies sollte besonders bei ambivalenten Texten gelten. Allerdings könnten Gefallenswertungen stärker von diesem Effekt beeinflusst sein als eventuelle Anerkennungswertungen, die stärker einer abstrakten, an Werten und Prinzipien ausgerichteten Verarbeitungsstruktur folgen und damit theoretisch eine Anerkennung von Texten ermöglichen können, obwohl diese subjektiv zunächst keinen Gefallen gefunden haben (vgl. in Bezug auf literarische Wer-

tungen die Unterscheidung von Gefallens- vs. Anerkennungswertungen bei Worthmann 2004, 157 ff.).

Leseverstehen und ästhetische Erfahrung als Basis von literaturbezogenen Wertungsprozessen

Wertungsunterschiede zwischen Personen kommen nicht nur durch unterschiedliche Wertmaßstäbe und deren funktionale Äquivalente sowie die dargestellten moderierenden Faktoren zustande, sondern bereits durch unterschiedliche Rekonstruktion und Interpretation von Textbedeutung. An dieser Stelle setzen kognitionspsychologisch fundierte Modelle des Textverstehens und der ästhetischen Erfahrung an. Lesen wird in der psychologischen Lese- und Textverarbeitungs-forschung als ein Zusammenspiel von daten- und konzeptgesteuerten Prozessen verstanden, bei dem Leser flexibel, aktiv-konstruktiv und unter Rückgriff auf eigenes Vorwissen, Rezeptionsziele, Erwartungen, Einstellungen und Werte Textbedeutung (re-)konstruieren. Dabei greifen basale Teilprozesse auf Buchstaben-, Wort- und Satzebene ineinander mit hierarchiehöheren Prozessen auf der Textebene (v.a. Kohärenzbildung, Inferenzen, Vorwissensintegration; für einen Überblick vgl. Christmann/Schreier 2003).

Für die kognitionspsychologische Modellierung literaturbezogener Wertungsprozesse bieten sich zwei Modelle aus verwandten Disziplinen an, die sich produktiv ergänzen: Das Strategiemodell des Textverstehens von van Dijk und Kintsch (1983) sowie das Modell der ästhetischen Erfahrung von Leder u. a. (2004; vgl. Belke/Leder 2006). Das Strategiemodell des Textverstehens von van Dijk und Kintsch wurde in Bezug auf das Lesen und Verstehen von Sachtexten entwickelt, jedoch geht die kognitionspsychologische Textverarbeitungs-forschung in der Regel davon aus, dass die grundlegenden Prozesse beim Lesen literarischer Texte ähnlich ablaufen, wenn auch unter erhöhter Bedeutung bestimmter Aspekte aufseiten des Lesers, insbesondere von emotional-evaluativen Prozessen (Christmann/Schreier 2003, 276). Das Modell der ästhetischen Erfahrung von Leder u. a. wurde in Bezug auf bildende Kunst (insbesondere der Moderne) entwickelt, erscheint jedoch (mit Vorsicht und einigen gegenstandsspezifischen Modifikationen bzw. Erweiterungen) auf die Wahrnehmung und ästhetische Erfahrung von literarischen Texten übertragbar und wird auch von den Autoren selbst als exemplarisch für andere Gegenstände ästhetischen Erlebens be-

trachtet (vgl. Belke/Leder 2006, 11). Im Unterschied zum Modell von van Dijk und Kintsch bezieht sich dieses Modell auf *ästhetische* Wahrnehmung und impliziert insofern bereits einen kunstbezogenen Rezeptionsmodus. Es ist zudem im Hinblick auf eine psychologische Theorie literarischer Wertung weiterentwickelt, da es bereits wertungsbezogene Aspekte enthält. Daher kann dieses Modell als Grundgerüst einer leserpsychologischen Theorie von Wertung verwendet werden. Deutlich verschieden vom Prozess visueller kunstbezogener Wahrnehmung dürften vor allem die basalen Wahrnehmungsprozesse beim Lesen zu konzipieren sein; hier wäre die Verknüpfung mit den entsprechenden hierarchieniedrigen Teilprozessen aus dem Strategiemodell von van Dijk und Kintsch sinnvoll.

Das Modell von Leder u. a. stammt aus Richtung einer psychologisch-experimentellen Ästhetikforschung (für einen Überblick vgl. Allesch 2006) und stellt ein Rahmenkonzept zur Verfügung, das verschiedene theoretische und empirische Ansätze integriert und eine relativ differenzierte Aufgliederung von ästhetisch motivierten Wahrnehmungs- und Verstehensprozessen leistet. Dabei werden eine ganze Reihe möglicher Einflüsse auf Wertungen berücksichtigt (Kontexte, Diskurse, soziale Interaktionen, Vorwissen, Stimmungen, Interessen etc.), allerdings wird nicht direkt auf den möglichen Einfluss axiologischer Werte eingegangen; lediglich ›persönlicher Geschmack‹ findet sich unter den Einflussfaktoren. Hier bietet sich der Ansatzpunkt für eine systematische Modellierung des Einflusses von Wertmaßstäben auf die literaturbezogene Wertung auf unterschiedlichen Stufen des Verarbeitungsprozesses, insbesondere in Kombination mit speziell für die Wertung von Literatur ausgearbeiteten Typologien (vgl. Heydebrand/Winko 1996, 111 ff.).

In dem Modell werden fünf zentrale Verarbeitungsstufen der ästhetischen Erfahrung unterschieden: perzeptuelle Analyse, implizite Gedächtnisintegration, explizite Klassifikation, kognitive Bewältigung und Evaluation (wobei mit ›Evaluation‹ an dieser Stelle die Bewertung der Güte des eigenen Verarbeitungsprozesses gemeint ist, nicht die Beurteilung des Gegenstands der ästhetischen Wahrnehmung). Berücksichtigt werden sowohl evtl. nötige Vorklassifikationen eines Objekts der ästhetischen Betrachtung durch kontextuelle Gegebenheiten, wie etwa die Präsentation eines Gemäldes in einer Galerie (oder, analog dazu, das Erscheinen eines Buches in einem bestimmten Verlag), und damit zusam-

menhängende Erwartungshaltungen wie auch affektive Vorbedingungen aufseiten der Rezipienten. Für die hierarchiehöheren, potenziell bewussten Prozesse sind Rückkopplungsschleifen vorgesehen.

Auf die primäre wahrnehmungsbezogene Analyse und implizite Informationsintegration folgt in dem Modell die analysierende Verarbeitung von Form und Inhalt des ästhetischen Objekts, die, ebenso wie die nächste Stufe, wesentlich von objekt-relevanter Expertise und Vorwissen, aber auch von Interessen und persönlichem Geschmack beeinflusst wird. Interpretation und Versuche der Bedeutungsfindung stehen im Mittelpunkt der nächsten Stufe, der kognitiven Bewältigung. Dabei wird in der Modellierung zwischen zwei möglichen Modi der Verarbeitung unterschieden, die eng mit dem Grad der domänenspezifischen Expertise zusammenhängen: eine eher selbstbezogene, personale Rezeption von Laien gegenüber einer stärker kunst- bzw. gegenstandsbezogenen Verarbeitung von Experten, die mit jeweils unterschiedlichen Wissenszugriffen einhergehen. Schließlich wird der Erfolg der kognitiven Bewältigungsphase evaluiert, und ggf. werden erneute Verstehensprozesse in Gang gesetzt.

Als Ergebnis entstehen nach diesem Modell zwei unterschiedliche wertende Bezugnahmen auf das künstlerische Objekt: ästhetisches Urteil und ästhetische Emotion, wobei hier »ästhetische Emotion« relativ eng verstanden wird als eine Art positives Empfinden über eine mehr oder minder gelungene Bewältigung der kognitiven Herausforderung durch das künstlerische Objekt. Für die Modellierung von literaturbezogenen Wertungsprozessen wäre eine Verknüpfung mit differenzierteren Emotionskonzeptionen sinnvoll, die verschiedene rezeptionsbezogene Emotionen unterscheiden und dabei z. B. fiktions- und realitätsbezogene, selbst- und figurenbezogene, erinnernde und aktuelle Gefühlszustände sowie Artefakt-Emotionen mit einbeziehen (vgl. van Holt/Groeben 2006). Ebenfalls weiter auszudifferenzieren wäre die Art der Interaktion zwischen den beiden postulierten Ebenen, insbesondere unter Einbeziehung kognitiver bzw. epistemologischer Emotionstheorien. Insgesamt jedoch bietet das Modell viele Ansatzpunkte für eine prozessbezogene Modellierung literarischer Wertung.

Interdisziplinäre Perspektiven

Zwischen psychologischer und literaturwissenschaftlicher Wert- und Wertungsforschung gibt es vielfäl-

tige interdisziplinäre Anknüpfungspunkte. Für ein pragmatisches Verständnis menschlicher Wertungsprozesse erscheint es sinnvoll, empirische Erkenntnisse aus der sozial- und kognitionspsychologischen Forschung zu berücksichtigen. Umgekehrt kann eine leserpsychologische Wertungsforschung von umfangreichen, aus der literaturgeschichtlichen Forschung abgeleiteten Werttypologien profitieren. Auf diese Weise können Zusammenhänge zwischen allgemeinen Lebenswerten und literaturbezogenen Bewertungen systematisch und empirisch untersucht werden. Hierbei erscheint insbesondere eine Verknüpfung zu den zehn Wertetypen und den zugrunde liegenden zwei Dimensionen aus dem Strukturmodell von Schwartz (1992) aussichtsreich. Es ließe sich etwa prüfen, inwiefern Menschen, die auf der Wertedimension »Offenheit für Neues« vs. »Wahrung des Bestehenden« nach Schwartz deutlich dem Offenheitspol zuneigen, auch bei literarischen Wertungen die relationalen Werte von Abweichung, Normbruch, Originalität und Innovation hoch ansetzen. Empirische Hinweise für den Zusammenhang von allgemeinen Werten und literaturbezogener Wertung liefert z. B. eine Untersuchung von Viehoff (1989) zum Wandel der Wertvorstellungen in der Literaturkritik zwischen 1973 und 1988, in der parallele Tendenzen von gesellschaftlichem und literaturbezogenem Wertewandel nachgewiesen werden konnten.

Für die interdisziplinäre Modellbildung erscheint es darüber hinaus prospektiv, auf die sozialpsychologische Urteils- und Entscheidungsforschung zurückzugreifen. Hier wäre zu prüfen, inwiefern sich Befunde zu Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitslenkung und Urteilsverzerrungen (etwa im Sinne eines *confirmation bias*, vgl. Gilovich/Griffin 2010, 546) auf die Interpretation und Bewertung von Texten übertragen lassen. Insbesondere jedoch wäre die aus der literaturwissenschaftlichen Wertungsforschung stammende Unterscheidung von Gefallens- und Anerkennungswertungen in Verbindung mit dualen Prozesstheorien zu bringen (für einen aktuellen Überblick vgl. ebd., 566 ff.). Diese postulieren die Existenz zweier verschiedener mentaler Systeme für menschliche Urteilsprozesse, von denen das eine automatisch-intuitiv, assoziativ und auf Basis von Urteilsheuristiken arbeitet und daher sehr schnell und mit wenig kognitivem Aufwand funktioniert, während der zweite Prozess bewusst, systematisch-regelbasiert, zeit- und ressourcenaufwendig ist und daher eher langsam arbeitet. Es wird meist davon ausgegangen, dass automatische Prozesse immer